

ZEITSCHRIFT FÜR

*Schroer.
Troya 49.*

GEO POLITIK

IN KRIEGSGEMEINSCHAFT MIT DER

Schule *der* Freiheit

XX. JAHRGANG 1943

H E F T



JULI / AUGUST

Haushofer: Krisen von Reichen in Streulagen im geopolitischen Lichte

Hantschel: Versorgungszentrum Kairo?

Kallmeyer: Kräftespiel am Bosphorus

Johann: Die Rolle des amerikanischen Mittelmeeres

Haushofer: Eurafrikas Atlantikfront

Kühn: Der Sinn des gegenwärtigen Krieges

Rosenberg: Luftpolitischer Kriegsschauplatz Afrika

Mühlmann: Der heutige Bestand der Naturvölker

Schrifttum

AUSGABE B / Postvertrieb aus Weimar

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“
IN KRIEGSGEMEINSCHAFT MIT DER ZEITSCHRIFT „SCHULE DER FREIHEIT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 · Ruf 3742

Berliner Schriftleitung: Frau E. Hammon, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 154 · Ruf 96 0952

Buchzusendungen an den Verlag erbeten

XX. JAHRGANG · HEFT 7 · JULI / AUGUST 1943

Inhalt

Aufsätze

Karl Haushofer: Krisen von Reichen in Streulagen im geopolitischen Lichte	229-232
Anton Hantschel: Versorgungszentrum Kairo?	233-239
Johannes Kallmeyer: Kräftespiel am Bosphorus	239-243
A. E. Johann: Die Rolle des amerikanischen Mittelmeeres	244-250
Karl Haushofer: Eurafrikas Atlantikfront	250-251
Johannes Kühn: Der Sinn des gegenwärtigen Krieges	252-256
Hans Rosenberg: Luftpolitischer Kriegsschauplatz Afrika	256-261
W. E. Mühlmann: Der heutige Bestand der Naturvölker	262-268
Zur Geopolitik der pazifischen Großraumfischerei	269

Schrifttum

Heinz Konrad Haushofer: Landwirtschaft in Raum und Landschaft	270-274
---	---------

Angaben über die Mitarbeiter am Schluß des Heftes

Preis: Einzeln RM 2.- / Halbjahr (3 Hefte) RM 6.- / Jahrgang mit Inhaltsverzeichnis und Register RM 12.-
Gebunden RM 14.- / Einbanddecke für den Jahresband RM 2.-

Postcheckkonto: Otto Lautenbach Verlag / BERLIN 92295

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Halbjahres
dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

OTTO LAUTENBACH VERLAG / BUCKOW IM MÄRKISCHEN HÜHENLAND

Krisen von Reichen in Streulagen

Geopolitisch-historische Skizzen I

In der Erörterung des Wesens der Geopolitik ist verschiedentlich die Ansicht aufgetaucht, geopolitische Kräfte seien erst in der jüngsten Zeit feststellbar; erst die Lösung des Menschen aus dem naturhaften Zusammenleben mit seiner Umwelt habe den Gegensatz zwischen Mensch und Raum geschaffen; Maschine und rationale Umweltingestaltung seien die Mittel, den Raum endgültig im Sinne des Menschen zu überwinden und damit auch die Wirksamkeit geopolitischer Formkräfte auszuschalten.

In einer Folge von Beiträgen, deren ersten wir nachfolgend veröffentlichen, greift der Herausgeber in die Fülle geschichtlicher Tatsachen, um einer solchen-schiefen Auffassung der Geopolitik zu begegnen. Die Kraft von Raum und Umwelt steht als eine der großen Gruppenkräfte stets und immer vor dem Menschen, will erkannt und gestaltet sein, gleichgültig, ob er sie mit der Hacke angeht oder mit dem Mährescher zu seinem eigenen Schaden vergewaltigt. Die andere Gruppenkraft liegt im Menschen selbst, in seiner Rasse und in all dem, was ihm aus der Welt seiner Vorfahren durch das Blut übermittelt wird. In jedem Zeitalter muß der bewußte Wille des Menschen seinen Platz zwischen diesen Kräften, in die er eingebettet ist, erkennen und behaupten. Die gewaltigen Möglichkeiten der Maschinenwelt aber werfen für den geopolitisch geschulten Geist vor allem die eine Frage auf: wo und in welchem Ausmaß sie sich anschicken, das für die Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Mindestmaß von Lebensbeziehungen zwischen Blut und Boden zu zerstören.

Die Kraft der geopolitischen Fragestellung liegt in der Zusammenschau von Blut und Boden, liegt in der Fähigkeit, in einem Gesamtbild der geschichtlichen Entwicklung von Völkern in ihren Räumen nicht nur die einzeln wirkenden Kräfte, sondern ihr Zusammenspiel zu sehen und abzuwägen. Dafür gibt es noch nicht allzu viele Vorbilder, vor allem nicht aus dem Bereich der Geschichte. So dürfen wir hoffen, mit den „Geopolitisch-historischen Skizzen“ gerade auch dem Historiker und all denen Anregung zu bieten, die Wert darauf legen, ihr Geschichtsbild zu pflegen. Sie werden sehen, daß aus solch geopolitischer Betrachtung der Geschichte fruchtbare Erkenntnis auch in unsere Kriegszeit hinüberstrahlt. Die Schriftleitung.

Die Krise des Britischen Weltreiches“ nannte Karl-Heinz Pfeffer einen Vortrag¹⁾, den wir wegen der klassischen „Sachlichkeit und Nüchternheit“ — „die gerade aus der Leidenschaft geboren wird“ — zum Ausgangspunkt einer geopolitisch-historischen Betrachtung über die Krisen von Reichen in Streulagen überhaupt machen möchten.

Dort wird vor allem von der geopolitischen Tatsache ausgegangen, daß „Krise“ nicht „Zusammenbruch“ bedeutet, wohl aber vielleicht die Voragonie in einer Krankheit, die an sich schon viele Kranke überstanden haben und noch überstehen werden, die aber viel gefährlicher ist, wenn es sich um zerstreute Glieder eines ohnehin schon mehr als einmal durch Wandlungen gegangenen Reichkörpers mit einem Raumbesitz in Streulage handelt, den nur Seemacht zusammenhält.

Nicht umsonst tauchen angesichts kritischer Wendungen in der britischen Reichsgeschichte immer wieder — zum Teil in hervorragenden Schöpfungen des englischen Schrifttums und der mit ihm auf Gedeih und Verderb verbündeten Westmächte, zum Teil in scharfen historischen oder wehrgeopolitischen Darstellungen — Bilder aus den Reichskrisen von Karthago, Athen, Venedig als warnende Schatten an der Wand auf. Wir denken an Kiplings „Letzte Galeere“, an Flauberts „Salambo“²⁾, an Sir Reginald Custances Zeichnung des Unterganges

1) Gehalten am 12. 3. 1943 in der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft, Berlin; erschienen in „Weltwirtschaft“ III, 1943.

2) Wo noch dazu neben den Gefahren der Streubesitzlage und der wankelmütigen Gunst des Meeres alle Erbsünden der entarteten Plutokratie und Demokratie zugleich emporsteigen.

des athenischen Seereichs — das an seiner Streulage, Monokultur und dem Verlust der freien Zufuhr über See zugrunde ging — in „A Study of war“ oder an Thomas Otways „Venice preserved“ (Das gerettete Venedig), das sich dem Beginn einer schleichenden Krise entriß, die erst mit Napoleon I. und Manin endet. Aber auch Anne Treneers „The Sea in English Literature“ (London 1926) oder die funkelnden Verskleinodien von Shakespeare und Byron, die Erich Obst in „England, Europa und die Welt“ gesammelt hat, treten vor unser geistiges Auge: In allem weht eine große Liebe zum Meer; aber das Meer ist nicht treu — nicht einmal, wenn man sich ihm vermählt! Erst recht nicht mögen es die Wogen, wenn man sie beherrschen will.

Wie schlecht lohnte die Adria den Brautring des Dogen! Man könnte mit Recht von Treulosigkeit, von perfido elemento sprechen, wenn es sich nicht eben um eine naturgesetzmäßige Erscheinung bei allen Imperien in Streulage handelte, die auf übersteigerte, durch den Handel und durch gemeinsame Umschlagplätze verbundene Monokulturen gegründet sind. Sie können nur durch Seemacht und Staatskunst zusammengehalten werden; ihr Dasein zwingt sie zu Zersplitterung und Zerstörung der Gegenufer einerseits, zu Atomisierung und damit geopolitischer Ausschaltung des Festlandes, zu dem sie gehören, auf der anderen Seite.

Die Abmessungen solch krisenhafter Zustände sind verschieden; das Wesen der Krise bleibt sich gleich. Wenn die großen Zusammenschlüsse kommen, neue Dynamik zu neuen Fernzielen drängt, dann lösen sich unnatürliche Verbände; dann kehrt Attika zu Hellas zurück, freilich mit abgehangener Inselflur und ohne Sizilien, liefert mit Athen sogar eine unzerstörbare Hauptstadtlage, und Venedig findet aus dem Orient nach Italien zurück, aber bettelarm geworden, nur mit einer strahlenden Aureole von Tradition. Es kann aber auch so kommen, daß Catos grausiges Totenlied: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ Wirklichkeit wird, so ungern Scipio, der hellenistisch Gebildete, den harten Spruch vollzog und dazu die Zeilen des Epos murmelte: „Kommen wird einstens der Tag, wo die herrliche Ilios hinsinkt . . .“; — vielleicht ahnte er die Plünderung Roms durch Geiserich und zweitausendjährige Kämpfe um die Ewige Stadt?

Uns aber muß daran liegen, den Lesern der Geopolitik die Zusammenhänge des Werdens, Erhaltens und Vergehens aller Streureiche über See auf Erden vor Augen zu führen und sie anzuregen, sich gesetzmäßige Erscheinungen daraus abzuleiten: wie es kommen kann. Es muß nicht dahin kommen, — wenn menschliche Weisheit es vermöchte, Starrheit des Sinnes und Raffgier in den Seelen der Führer, der Gruppen, der Völker zu überwinden.

Gerade die plutokratische Entartungsform der Demokratie ist dazu am wenigsten imstande, weil die einer solchen Einsicht widerstrebenden Interessen in ihr am mächtigsten sind: die Nutznießer der reichen Vermittlergewinne aus dem Austausch der Monokultureerträge über die Handelszentralen hinweg. Diese Gefahr ist bei allen Inselreichen mit Streubesitz besonders groß. Sie zeigt sich heute bereits in demselben großen Ausmaß in den USA. wie Rom sie von Karthago übernahm, wie sie aber auch die Seereiche der Araber und Malaien nicht zu vermeiden wußten.

Wir kommen aber nie zu einer krisenüberwindenden Geltung wissenschaftlicher Politik, wenn wir es nicht wagen, weltüber vergleichend gerade den am meisten störenden Erscheinungen der Geschichte unter geopolitischen Gesichtspunkten ins Auge zu schauen; erst dann erkennen wir die ihnen gemeinsamen Wirkkräfte und können ihrem Wesen rechtzeitig Rechnung tragen. Dazu gehören aber ganz gewiß die von den „Räubern der See“ und den „Räubern der Steppe“ in Bewegung gesetzten geopolitischen Gewalten, — Kräfte, die in der Naturanlage ihrer Ausgangsgebiete beschlossen liegen!

Noacks mit großem sachlichen Schwung geschriebene Geschichte der nordischen Völker wie die Zeugnisse, die Anne Treneer aus den frühen Schöpfungen britisch-insularen Schrifttums zusammentrug, sind ein zusammenhängendes hohes Lied des von den Briten in allen Tonarten gepriesenen Seeraubs. Mit welchem Recht konnte eine Welt, die sich allerdings offensichtlich täuschen lassen wollte, anderes als bald offenen, bald verbrämten Seeraub von einem Europa vorgelagerten Inselreich erwarten? — War es doch sein geopolitischer Wesenszug, bis ihm kontinentale Verfestigungen Schranken randlichen Seeraubs zogen!

War es nicht genau dasselbe, wenn Athen an den Meerengen seine Lebsucht verteidigte, Karthago jedes fremde Schiff rammte, das jenseits der Säulen des Herkules den Weg zu den Zinninseln suchte, wenn Athens Patrizier thrakische Fürstentöchter ehelichten oder wenn die Gentry ihrem Glanz mit amerikanischem und fremdrassigem Mammon aufhalf, die Familie Brooke als Radscha in Nordborneo einrückte oder Katharina Conaro der Republica Serenissima Venezia ihr Königreich aus ihrem Heiratsgut Zypern darbrachte?

Wie man zum Streubesitz kam, ob durch eine Expedition nach Sizilien oder durch die Heirat mit einer portugiesischen Prinzessin (wie England zu Bombay) oder durch die Künste von Clive und Warren Hastings oder durch die Unternehmungen der Familie Barkas in Spanien, durch Gasfabriken in Berlin und Wien oder Eisenbahnen in Argentinien und Mexiko, Diamantenraub in Afrika, Öldiebstahl an der arabischen Küste oder Vernichtung viertausendjähriger Kultur in Iran — das galt allen Reichen in Streubesitz gleich. Solange sie den Besitz durch Seeherrschaft und Prestige zusammenhalten konnten, hieß es: non olet (es stinkt nicht) — das daher bezogene Goldstück nämlich —: gleichgültig, ob es, wie bei Vespasian, dem Träger dieses Wortes, aus einer Kloakensteuer oder aus Oldunst stammte. Nur vor organischen Kraftproben versagt ein solches Gefüge, — d. h. in „Krisen“!

Und eben hier fließt die gemeinsame geopolitisch-historische Erkenntnisquelle. Sie spiegelt klar, daß jedes so entstandene Reich sich aus seinem innersten Wesen heraus jeder bündischen, völkischen und rassischen Klärung der von ihm mißbrauchten Lebensräume, jeder höheren Ordnung, widersetzen muß mit aller Macht der Gewalt und Lüge und daß es eben keine Wahl ihm gegenüber gibt als die zwischen Selbstbehauptung oder Ausbeutenlassen und Unterwerfung.

Aber diese harte Wahl wird von dort aus aufgedrängt: Sie führte die Athener zum Raub und der Knechtung ihrer Inselbundesgenossen und zum Frevel an den Rassegefährten in Sizilien, zur Aneignung der gemeinsamen Gelder in Delos und zum Sturz von Ägospotamoi; sie führte Karthago über das Mittelmeer, in eine Festlandsschwere, der seine Geld- und Flottenmacht nicht gewachsen war, und so zu einem tiefen Fall; sie führte Venedig verarmt und durch Fremdherrschaft hindurch zur Halbinsel zurück, der die Königin der Adria so viel böse Streiche gespielt hatte, bis die erste und die zweite Krise, die letzte schließlich mit vernichtender Gewalt über sie kam.

Jetzt geht das nach Raum und Menschenzahl bisher größte Reich der Weltgeschichte „ein Viertel der Menschheit, ein Viertel der Erde, durch eine politische, wirtschaftliche, geistige und moralische Krise“, die Pfeffer in allen ihren Einzelantrieben und Auswirkungen beschreibt. Aber kühl und nüchtern, geopolitisch vergleichend betrachtet, ist sie keine andere, als sie noch jedes Inselreich in Streulage ereilte, wenn sich die Daseinsbedingungen, die sie entstehen ließen, von Grund aus gewandelt hatten, wenn sein künstliches Austausch- und Monokulturengefüge vor neueren, großen Zusammenschlüssen sich eingliederte, wenn die um Freiheit und Selbstbestimmung Betroffenen ihr Naturrecht vom Ausbeuter zurückverlangten.

Sobald nicht mehr nur ein großes Händlervolk in Kontinenten dachte, was es so oft predigte, sondern auch die Kontinente in Kontinenten zu denken und zu handeln begannen, mußte die Krise aufspringen für jedes Inselreich, das von der Uneinigkeit des Festlandes gelebt hatte. Das galt für das thalassische Zeitalter am romanischen Mittelmeer; es gilt für das atlantische und wird für das pazifische gelten: für Okeanos, den Allumfasser, — weltüber, wie jetzt.

Worüber natürlich die Leser von der Geopolitik gerade jetzt weitere Aufschlüsse verlangen, das ist die Dauer solcher Krisen bis sich zeigt, ob der erkrankte Reichskörper dem Fieber, das ihn schüttelt, erliegt oder widersteht, ob sie akut wird, wie in Athen und Karthago, oder schleichend, wie in Venedig und den Niederlanden, bis die von ihr Betroffenen vor furchtbare Wahlen zwischen ihrem ozeanischen und ihrem festländischen Gesicht gestellt wurden.

Über die Dauer geopolitischer Krisen vom Aufspringen des Krisengefühls bis zur Agonie

bei akut und schleichend verlaufenen Krisen gibt die Geschichte einige ganz exakte Auskünfte.

Sie dauerte in Athen von der ersten Seebundskrise nach einem Menschenalter voll Übergriffe in raumfremde Gebiete (Westmittellmeerbecken, Ägypten), einem Vorläufer von 445 v. Ztw., vom Vollkrisenausbruch 415 nur bis 404, wo die Vorherrschaft an den zusammengeballten Kontinent überging, aber nicht bei ihm blieb. Das ist ein Krisenablauf — bis zur völligen Zerstörung des Seereichs — von nur 11 Jahren: ein von Sir Reginald Custance mit Recht durchgespürter und deshalb seestrategisch untersuchter Rekord.

In England und Frankreich wird als warnender Präzedenzfall nächst Athen am meisten Karthago zitiert. Hier wird man das Ringen um Sizilien mit allen seinen kritischen Wendungen noch nicht anders denn als Phasen kolonialer Außentätigkeit betrachten können: Die Krisenerkenntnis flammt erst mit Hannibal hoch, führt schon 202 zum ersten, 146 zum völligen Niederbruch, bei einer endlichen Krisendauer von nur 56 Jahren.

In Venedig, das durch die Genialität seiner erprobten, einer wohlgeschulten Aristokratie entstammten Führer, z. B. 1378—1379 und später, wiederholt schwere Krisen überwand, dauerte die schärfste von 1508—1618; erst von 1718—1797 erlag Venedig dann einer schleichenden Staatskrise, weil seine Daseinsbedingungen vor großen Festlandzusammenschlüssen erloschen; dann erst verlor es seine Selbstbestimmung gegenüber der Halbinsel völlig.

Für das Britenreich wird man das — nach eigenen Mitteilungen des alten Chamberlain — bereits Ende des XIX. Jahrhunderts von führenden Köpfen empfundene Krisengefühl mit dem Ausklang des viktorianischen Zeitalters verbreitet finden; es währt also bis jetzt intermittierend mit Vorzeichen 42, seit dem Ausbruch 29 Jahre.

Nicht wir haben die Ähnlichkeiten zwischen dem Krisenverlauf für Athen und London im Verhältnis zu ihren Festländern gesucht, sondern der gewiß nicht deutschfreundliche britische Seestrategie Sir Reginald Custance in dem sehr ernst zu nehmenden Werk „A study of war“!

Darüber also gibt die Geschichte der Geopolitik zahlenmäßige Auskünfte und sagt uns, daß es sich beim Werden der Krisen um langfristige Vorgänge handelt, daß aber die Entscheidungen gerade bei Seeherrschaft schnell fallen können; sie hängen oft an Verlustzahlen von Menschenleben und schwimmendem Flottenmaterial, die gegenüber den Verlusten der Landkriege geringfügig erscheinen. So war es mit Ägypten, so mit Scipios Afrikaexpedition, mit den Entscheidungen gegen Venedig, mit Abukir und Trafalgar, mit Plassey und Alexandrien (von deren Prestige England anderthalb Jahrhunderte lebte), so mit Faschoda, so mit Tsushima gegenüber den schweren Verlustzahlen in der Mandschurei. So ging es auch mit Shonan-Singapur, Birma und Manila, wo überall relativ kleine Kräfte zu größten und raumweiten Wirkungen gebracht wurden. Solche Wirkungen rühmt Ratel schon Malaio-Polynesiern und Normannen nach; sie sind kennzeichnend für Seereiche im geopolitischen Werdezustand (in statu nascendi), der alle Wirkkraft steigert.

Die Schwierigkeit tritt erst ein, wenn es sich darum handelt, das zu weit erstreckte Machtgebiet, das umfaßte Zuviel festzuhalten. Darüber prägte französische clarté den Satz: „Qui trop embrasse, mal étreint“ (Wer zuviel umarmt, hält schlecht zusammen). Er gilt noch viel mehr für überseeischen Streubesitz; deshalb versucht ja auch das geopolitische Gehirn der USA. eine Synthese der britischen und der Kontinentalerfahrungen, zunächst auf der Westhemisphäre, dann mit dem Vortasten weltumspannender Fluglinien rings um den Festlandkörper der Sowjetunion, den „pivot of history“¹⁾ der Alten Welt.

Es tut not, die Größe, die Blickweite und den neuen Stil der um das Krisenerbe ringenden Kräfte zu überschauen, um für den Widerstand gegen sie bereit zu sein, wie Japan es im Pazifik ist.

1) „Drehpunkt der Geschichte“, — ein Ausdruck des britischen Geographen Mackinder, den er schon vor dem ersten Weltkrieg für die historische Rolle des russisch-asiatischen Festlandblocks prägte.

ANTON HANTSCHEL

Versorgungszentrum Kairo?

Schon einige Zeit vor dem Ausbruch des Krieges im Mittelmeer unterrichtete die britische Regierung die ägyptische von ihrem Vorhaben, die auf Grund des englisch-ägyptischen Freundschaftsvertrages vom Jahre 1936 im Nillande bestehenden britischen Garnisonen im Hinblick auf eine „mögliche Einbeziehung“ Ägyptens in das Kriegsgeschehen zu verstärken. Das geschah mit der ausdrücklichen Versicherung, daß man dabei die Interessen des ägyptischen Volkes in weitgehendem Umfange berücksichtigen werde. Offenbar entsprach es dem Wunsch der seinerzeit verantwortlichen politischen Kreise Kairos nach einer genaueren Abgrenzung dessen, was die britische Regierung unter einer solchen „Berücksichtigung“ der ägyptischen Interessen verstand, wenn sich London schließlich zu der Erklärung bewegen ließ, daß es hierin vor allem auch die Versorgung der nunmehr um ein Vielfaches verstärkten britischen Streitkräfte auf ägyptischem Boden mit Lebensmitteln, Rohstoffen und Fertigwaren jeder Art aus eigenen Beständen bzw. aus den Beständen des Weltreiches einbeziehe. Um ihrer Bereitwilligkeit noch besonderen Nachdruck zu verleihen, ließ die britische Regierung der ägyptischen schließlich mitteilen, daß sie zu diesem Zweck eine besondere Einkaufsgesellschaft ins Leben gerufen habe, die „United Kingdom Commercial Corporation“, die mit einem Stammkapital von fünf Millionen englischen Pfund arbeite und die Aufgabe habe, die für die Versorgung der britischen Truppen notwendigen Versorgungsgegenstände aus dem Mutterlande bzw. aus den hierfür in Frage kommenden Teilen des Empire einzuführen. Ebenso obliege der Gesellschaft die sichere Aufbewahrung der von ihr aufgekauften Mengen. Abschließend hieß es noch in der amtlichen Erklärung an die ägyptische Regierung, es werde eine der vordringlichsten Pflichten und Aufgaben des neugegründeten Unternehmens sein, dafür Sorge zu tragen, daß Ägypten ebenso wie die anderen, vielleicht von einer ähnlichen Maßnahme betroffenen Ländern aus der „zwangsweisen“ Verstärkung der britischen Nahosttruppen kein materieller Schade erwüchse, sondern daß vielmehr zwischen den maßgebenden Stellen der britischen Kriegswirtschaft auf der einen und den amtlichen Wirtschaftsstellen der jeweils beteiligten Länder auf der anderen Seite eine möglichst enge Zusammenarbeit entstünde, deren Vorteile beiden Seiten zugute kommen sollten.

Es muß dahingestellt bleiben, ob sich das britische Oberkommando in Kairo, dem nicht nur die Oberaufsicht über die „United Kingdom Commercial Corporation“ („UKCC.“) oblag, sondern das gleichzeitig auch deren Tätigkeit weitestgehend bestimmte, eine Zeitlang vielleicht doch noch ernstlich mit dem Gedanken trug, den aus der zunehmenden Verstärkung der britischen Garnisonen in Ägypten sowie in Transjordanien-Palästina entstehenden Mehrbedarf an Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen wirklich aus überseeischen Einfuhren decken zu können, oder ob die recht gewundenen Erklärungen der Londoner Regierung nicht vielmehr nur zu dem Zweck gemacht worden waren, der ägyptischen Regierung die folgenschwere Maßnahme der Truppenverstärkung „schmackhaft“ zu machen. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß nachdem einmal die damalige ägyptische Regierung ihre ohnehin höchstens formell bemerkenswerte Zustimmung zu dem Vorhaben der Londoner Regierung gegeben hatte, das britische Oberkommando in Kairo ebenso wie die UKCC. entsprechend den ihnen jetzt erwachsenden Aufgaben ein System der Einkaufspolitik betrieben, dessen Tendenz sehr bald auch der sonst so willfährigen Kairoer Regierung nicht unverborgen bleiben konnte. Schneller als die Direktoren der großen ägyptischen Handelshäuser in Port Suez und Kairo, in Port Said und namentlich in Alexandrien es vermuten konnten, war der gesamte Außenhandel Ägyptens infolge des Kriegseintrittes Italiens und der damit eingetretenen Einschränkung des britischen Schiffsverkehrs zwischen Mittelmeer und Rotem Meer lahmgelegt worden. Von dieser Entwicklung wurde aber nicht

nur das ganze wirtschaftliche Leben Ägyptens in weitem Umfange betroffen, sondern auch in einem noch viel stärkerem Maße der bislang auf überseeische Zufuhren angewiesene Nachschub für die britischen Streitkräfte im Nillande. Die jähe Unterbrechung dieser Zufuhren führte zwangsläufig zu einer einschneidenden Umstellung in der Einkaufspolitik der UKCC., die zur Folge hatte, daß die britischen Befehlsstellen in Kairo die ägyptische Regierung zwingen, mit ihnen über die weitere Belieferung der britischen Ägyptenarmee in Verhandlungen einzutreten. Daß diese angesichts der schwierigen Lage, in der sich dabei die ägyptische Regierung befand, nicht reibungslos verlaufen würden, lag auf der Hand. Als sie sich immer mehr in die Länge zogen, ohne daß ein praktisches Ergebnis zu erwarten war, wurden die Besprechungen von englischer Seite kurzweg abgebrochen. Für das britische Oberkommando war dies der Anlaß, seinerseits nunmehr Gewaltmaßnahmen zu ergreifen, um schneller zum Ziele zu kommen.

Inzwischen waren als unvermeidliche Folge der unerwarteten Unterbrechung der Außenhandelsbeziehungen zu Europa und den übrigen nahöstlichen Staaten in Ägypten Preissteigerungen eingetreten, gegen die sich alle vorbeugenden Maßnahmen des Kairoer Kabinetts schon sehr bald als unwirksam erwiesen. Die allgemeine Preisbewegung wurde mittelbar noch unterstützt durch die Haltung der britischen Behörden, die alle Vorstellungen der ägyptischen Regierung, die Einkaufspolitik der UKCC. sowie die Ausgabenpolitik der britischen militärischen Stellen den Bedürfnissen des Landes anzupassen, zurückwiesen. Dadurch, daß das britische Expeditionskorps laufend verstärkt wurde, erhöhten sich naturgemäß nicht nur die Ausgaben für diese Truppen, sondern bei zunehmender Warenverknappung auch die durch den vermehrten Geldumlauf bestimmten Preise um ein Vielfaches. Vergegenwärtigt man sich, daß nach einer Aufstellung von privater englischer Seite im Jahre 1940 allein die Ausgaben der britischen Landtruppen, ohne die der Luft- und Marinestreitkräfte, 33 Millionen englische Pfund betragen, und stellt man diesem Betrag einmal den Wert der ägyptischen Ausfuhr gegenüber, so ergibt sich die verblüffende Tatsache, daß die von den britischen Landtruppen in einem einzigen Jahre gemachten Ausgaben höher waren als der Wert der gesamten früheren Jahresausfuhr Ägyptens. Allein in einem einzigen Monat (November 1940) hat das aus Landtruppen bestehende britische Expeditionskorps der gleichen Quelle zufolge 2,6 Millionen englische Pfund verausgabt, was gegenüber dem September desselben Jahres einer Steigerung von rund einer Million Pfund entsprach. Hatte der fast völlige Fortfall der Einfuhren ebenso wie die dadurch hervorgerufene Verknappung von Lebensmitteln und Fertigwaren sowie schließlich der daraus resultierende gewaltige Preisauftrieb die allgemeine Versorgungslage Ägyptens schon „am Rande“ empfindlich beeinflusst, so mußte sich durch das Verhalten und das Vorgehen der britischen Kommandostellen diese Lage bald um ein Mehrfaches verschlechtern. Die anhaltende Beschlagnahme der ägyptischen Verkehrsmittel für militärische Zwecke trug gleichfalls nicht dazu bei, die ohnehin schon recht unregelmäßig gewordene Belieferung des Landes mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu erleichtern, sondern erschwerte diese nur noch. Was schließlich die nun immer häufiger werdenden Übergriffe der britischen Stellen, insbesondere die ständigen Beschlagnahmen von Getreidevorräten nicht vermochten, das erreichte schließlich die Mißernte des Jahres 1941 mit ihren schweren Folgen für die ägyptische Versorgungswirtschaft.

Allerdings ist von diesem Ereignis Ägypten nicht allein betroffen worden, sondern fast der gesamte Vordere Orient, das heißt ein Erdräum, der schon in Friedenszeiten zu den ernährungswirtschaftlich am wenigsten gesicherten Gebieten der Erdoberfläche gehört. Ein ausgesprochenes Getreideüberschußland war lediglich Syrien mit dem Libanongebiet. Hier wurde und wird außer Gerste fast nur Weizen angebaut. Allein mit Weizen waren 1938 nicht weniger als 568 000 ha bestellt, mit Gerste 339 000 ha. Die Erträge bezifferten sich aber auf ein Mehrfaches und übertrafen darin auch die Hektarerträge des Irak und Irans, was seinen Grund in den ungleich günstigeren klimatischen Verhältnissen Syriens hat. Unter diesen Umständen stellten sich die Ernteerträge in dem genannten Jahre bei Weizen auf 605 000 t, bei Gerste auf etwa 370 000 t, während die Maisernte nur rund 20 000 t betrug. Für die Ausfuhr kam in erster Linie die Gerste in Betracht, die vornehmlich in Nordafrika und Griechenland Abnahme fand, während die Ausfuhr von Weizen der Höhe der jeweiligen

Ernteerträge entsprechend schwankte. Selbstversorger war im wesentlichen das benachbarte Transjordanien, obwohl dieses Land im Frieden Gerste und Weizen ausführte, um allerdings in der gleichen Menge Reis einzuführen. Im Jahre 1938 bezifferte sich die Ernte an Weizen im Transjordanlande schätzungsweise auf 150 000 t, an Gerste auf etwa 70 000 t. Im Irak nahm die Gerste mit 1 025 000 ha Boden unter allen Getreidesorten den ersten Platz ein. Ihr folgte der Weizen mit 728 000 ha und der Reis mit 219 000 ha Ackerfläche. Daneben spielt der Anbau von Roggen und Hafer eine völlig unbedeutende Rolle. Was dabei die Ernteerträge angeht, so beliefen sich diese im gleichen Jahre (1938) bei Gerste auf 1 138 000 t (bei einem Hektarertrag von 11,1 dz), bei Weizen auf 600 000 t (8,2 dz) und bei Reis auf 360 000 t (16,5 dz). Dank der systematischen Steigerung des Getreideanbaues konnte der Irak in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch Gerste und Weizen ausführen. Aber die Ausfuhrmengen waren so gering — aus den Beständen der Ernte vom Jahre 1938 wurden im darauffolgenden Jahre nur 2081 dz Gerste und sogar nur 371 dz Weizen ausgeführt —, daß sie überhaupt nicht ins Gewicht fielen.

Man ersieht daraus, daß schon im Irak die Aussichten auf eine nennenswerte Steigerung der Getreideaufahren keineswegs günstig liegen. Noch weit ungünstiger liegen sie im benachbarten Iran. Im Gegensatz zu den Verhältnissen im Irak nahm in der iranischen Getreidewirtschaft der Weizen den führenden Platz ein. Im Jahre 1937 betrug die Anbaufläche für Weizen 1 647 000 ha, für Gerste dagegen nur 574 000 ha und für Reis etwa 188 000 ha. Die gesamte Getreideanbaufläche ist demnach nur um etwas mehr als eine Viertelmillion Hektar größer als im Irak, was um so mehr ins Gewicht fällt, als die Bevölkerungszahl Irans mit 15,5 Millionen Einwohnern etwa viermal größer ist als die des Irak mit seinen 3,5 Millionen Einwohnern. Die Ernteerträge bezifferten sich bei Weizen auf 1 942 000 t, bei Gerste auf 707 000 t und bei Reis auf 383 000 t. Ebenso wie beim Irak waren die landwirtschaftlichen Verhältnisse in einzelnen Teilen Irans sehr verschieden. Landstrichen mit größeren Ernteerträgen, wie sie z. B. die nordiranischen Gebiete von Masanderan darstellen, standen und stehen solche mit geringerer Ertragsfähigkeit gegenüber; man denke hier nur einmal an die südiranischen Provinzen. Schon im Frieden bedurfte es hier einer steten Lenkung des Getreidebedarfes, der es überdies notwendig machte, alljährlich größere Mengen von Getreide — von iranischer Seite ist ein Betrag von 500 000 bis 750 000 t genannt worden — einzuführen. Etwas günstiger als in Iran lagen die Verhältnisse in Ägypten. Allerdings führte auch dieses Land einzelne wichtige Lebensmittel wie Mehl und Zucker ein, aber die außerordentliche Fruchtbarkeit — alljährlich zwei bis drei Ernten — gestattete doch auf dem Ernährungsgebiete eine gewisse Selbstversorgung, so daß das Nilland von der Getreideeinfuhr im großen und ganzen unabhängig war. Die letzte Vorkriegsernte ergab Erträge an Weizen von 1 290 000 t, an Gerste von 240 000 t, an Mais von 1 530 000 t und an Reis von 700 000 t. Während Weizen, Mais und Gerste zum größten Teil im eigenen Land verbraucht wurden, ging die Reisproduktion früher zu einem ansehnlichen Teil ins Ausland (im Jahre 1938 allein 357 000 t), hauptsächlich in die orientalischen Länder.

Wiesen alle diese Länder nicht zuletzt infolge des relativ sehr niedrigen Lebensstandards ihrer Bevölkerung in Zeiten guter Ernten eine Selbstversorgung, wenn auch in bescheidenem Umfange, auf, so änderte sich dies naturgemäß in Zeiten von Mißernten, wie sie beispielsweise das Jahr 1941 brachte. Große Teile von Irak, Iran, Syrien, Palästina und Ägypten wurden damals von einer Lebensmittelnot heimgesucht, die in einzelnen Landstrichen einer wahren Hungersnot gleichkam. Die Folge war ein neuerliches beträchtliches Ansteigen der Lebensmittelpreise im ganzen Nahen Osten, so daß die Erhöhung der Lebenshaltungskosten z. B. in Ägypten bis Mitte 1942 bereits 130 v. H., in Palästina während derselben Zeit fast 100 v. H. betrug. Dabei handelte es sich hier nur um die von den betreffenden Ländern selbst bekanntgegebenen amtlichen Ziffern, während der tatsächliche Preisauftrieb über diese Ziffern noch weit hinausging. Für Iran, das unter den ungünstigen Auswirkungen der damaligen Mißernte am nachhaltigsten zu leiden hatte, wurde im gleichen Zeitraum eine Preissteigerung von sogar 500 v. H. errechnet. Zunächst schien es, als bemühten sich die britischen Kommandostellen in Kairo, Jerusalem, Bagdad und Teheran, den von der Erntekrise betroffenen Ländern Hilfe zuteil werden zu lassen, indem sie in Aus-

sicht stellten, einen Teil der von ihnen vorher beschlagnahmten Getreidevorräte wieder der Zivilbevölkerung dieser Gebiete zugänglich zu machen. Dies war auch in Ägypten der Fall. Wenn jedoch englischerseits dem Drängen der ägyptischen Regierung nach Überlassung von Getreide entsprochen wurde, dann ganz gewiß nicht deshalb, weil die britischen Behörden mit dem von ihnen zu einem wesentlichen Teil mitverschuldeten Elend der ägyptischen Bevölkerung Mitleid empfunden hätten, sondern weil sie aus der damaligen militärischen Lage an der Westgrenze Ägyptens und aus dem starken Druck, den die Streitkräfte der Achsenmächte auf die britischen Positionen im Nildelta sowie am Suezkanal ausübten, gefährliche Rückwirkungen auf die weitere Verteidigung Ägyptens und die ägyptische Bevölkerung befürchteten. Mit welcher Skrupellosigkeit die britischen Stellen das ägyptische Volk an der Nase herumführen zu können glaubten, konnte man aus einer Erklärung ersehen, welche die gleichen Stellen in dem Augenblick abzugeben für zweckmäßig hielten, da die Hungersnöte im Nillande zum ersten Male katastrophale Ausmaße anzunehmen begannen (Mai 1942). In jener Erklärung hieß es, daß die Londoner Regierung die Absicht habe, weitere 12 000 t Weizen in Ägypten „einzukaufen“, die als eine Art von „Anleihe“ zur Überbrückung des damaligen Weizenmangels auf den britischen Inseln aufzufassen seien und die England zu einem baldmöglichen Zeitpunkt Ägypten zurückerstatten wolle. Kurze Zeit darauf gaben jedoch die britischen Behörden in Kairo bekannt, daß sich die Londoner Regierung im Hinblick auf die Schwierigkeiten in der ägyptischen Lebensmittelversorgung entschlossen habe, auf diese „Anleihe“ zu verzichten. Daß es sich bei der angeführten Weizenmenge entweder um beschlagnahmte Vorräte oder um solche handeln konnte, welche die britische Verwaltung durch preistreibende Aufkäufe vorher schon erworben hatte bzw. noch zu erwerben gedachte, wurde natürlich verschwiegen.

Wie geringfügig, gemessen an der für die Versorgung Ägyptens notwendigen Gesamtgetreidemenge, der genannte Betrag von 12 000 t Weizen war, läßt sich daraus erkennen, daß der seinerzeitige ägyptische Ministerpräsident Hussein Sirry Pascha bereits im November 1941 im ägyptischen Getreidehaushalt einen Fehlbetrag von zwei Millionen Tonnen festgestellt hatte. Die Zuspitzung der Ernährungslage äußerte sich damals keineswegs bloß in einer bedrohlichen Verknappung des Brotgetreides, die bisweilen einen solchen Umfang annahm, daß z. B. die ägyptische Landeshauptstadt wiederholt mehrere Tage hindurch ohne ein Stückchen Brot leben mußte. Auch auf anderen wichtigen Gebieten der Ernährung mußten Rationierungsmaßnahmen einschneidendster Art vorgenommen werden. Die Folge war, daß die latent immer vorhandene brittenfeindliche Stimmung im Lande sichtlich zunahm und sich in einer Reihe sehr eindrucksvoller öffentlicher Kundgebungen gegen die britische Herrschaft Luft machte. Um eine früher oder später unabwendbare Katastrophe zu vermeiden, traf die ägyptische Regierung ihrerseits eine Reihe von Maßnahmen, durch die sie hoffte, wenigstens die größte Not lindern zu können. Zunächst versuchte sie, durch eine Umstellung und Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion der bisherigen Entwicklung entgegenzuarbeiten. Damals hoffte sie noch, die nach ihrer Ansicht in verschiedenen Teilen des Landes zurückgehaltenen Getreidevorräte durch höhere Preise herauszulocken und auf diese Weise auf den Markt zu bringen. Dieser Plan ging auf einen Vorschlag des früheren Finanz- und Versorgungsministers Makram Ebeid Pascha zurück. Aber die auf das Experiment gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Der Plan schlug restlos fehl, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die von Makram Ebeid angenommenen Getreidevorräte gar nicht vorhanden waren, woraufhin der Minister von seinem Amte zurücktrat. Auch die kurze Zeit darauf angeordnete Streckung des Weizenmehls durch Zusatz von Mais und Reis mußte wieder eingestellt werden. Nachdem diese ebenso wie mehrere andere Pläne der gleichen Richtung fehlgeschlagen waren, traten die ägyptischen Wirtschaftsstellen auf britische Veranlassung in einer besonderen Verordnung für eine sofortige Einschränkung des Baumwollanbaues bei gleichzeitiger Erweiterung der Anbaufläche für Getreide ein. Dadurch errichteten sie, daß die Anbaufläche für Baumwolle, die 1937 noch 830 000 ha betragen hatte, vier Jahre später bereits auf 600 000 ha zurückgegangen war. Für das Jahr 1942 versprach man sich einen weiteren Rückgang des Areal auf etwa 400 000 ha, was ungefähr dem Stand um die letzte Jahrhundertwende entsprechen würde.

Wenn England in einem für die ägyptische Ernährungslage äußerst prekären Augenblick der Kairoer Regierung, anstatt wirksame Hilfe zu bringen, lediglich den dringenden Rat gibt, die Baumwollproduktion herabzusetzen, um eine Steigerung des Getreideanbaues herbeizuführen, so dokumentiert sich darin vielleicht am anschaulichsten der völlige Zusammenbruch der ganzen englischen Ägyptenpolitik, die bis zu diesem Augenblick auf dem umgekehrten Grundsatz beruhte, nämlich Drosselung des Getreideanbaues zugunsten des Anbaues von Baumwolle, mit dem Ziel, das ägyptische Wirtschaftsleben dadurch noch unentzerrbarer an das britische Wirtschaftssystem anzuschließen. Zu dieser Entwicklung hat nicht zuletzt das englische Verhalten in der Frage der Abnahme der ägyptischen Baumwollexporte wesentlich beigetragen. Als die Frage der Realisierung der ägyptischen Baumwollernte aus dem Jahre 1940/1941 akut wurde, verlautete zunächst aus englischer Quelle, England habe gemäß einem Abkommen mit den zuständigen ägyptischen Stellen vom 7. August 1940 die gesamte Baumwollernte zu festen Preisen übernommen. Engländerseits sollte, wie es weiter hieß, diese Zusage nur davon abhängig gemacht worden sein, daß die Ware bis zum 30. April 1941 von Ägypten nicht anderweitig verkauft würde. Später hat sich herausgestellt, daß ein Übereinkommen auf dieser Grundlage überhaupt nicht zustande gekommen ist. Es war vielmehr nach langwierigen Verhandlungen lediglich vereinbart worden, daß beide Partner je die Hälfte der Ernte fest übernehmen würden. Für das folgende Wirtschaftsjahr wurde diese Vereinbarung erneuert, allerdings mit dem Zusatz, daß die ägyptische Regierung den Ankaufspreis gegenüber dem Vorjahre um zwei Schilling je Kantar heraufsetzen dürfe, während die englischen Wirtschaftsstellen den gleichen Preis wie im Vorjahre zahlen sollten, nämlich 14,25 bis 15,25 Schilling entsprechend der jeweiligen Qualität. Das bedeutete, daß die ägyptische Regierung die Differenz zu dem von ihr im Interesse der eigenen Baumwollproduzenten festgesetzten vorjährigen Ankaufspreis selbst übernehmen mußte, während die englischen Stellen sich weigerten, die gleiche Differenz auch ihrerseits zu zahlen.

Um ihrer Verpflichtung nachzukommen, sah sich die Kairoer Regierung gezwungen, im Sommer 1941 Steuererhöhungen vorzunehmen. Eine der in diesem Zusammenhange ergriffenen Maßnahmen bildete die Verzehnfachung des Kriegszuschlages zur Einkommensteuer, was in den Kreisen der Steuerzahler begreiflicherweise großen Unwillen hervorrief. Englands Mitwirkung beschränkte sich darauf, der ägyptischen Staatskasse zur Überbrückung der Mehrausgaben einen Kredit einzuräumen, der ausdrücklich für die Zeit bis zu dem Augenblick befristet wurde, daß die Einnahmen aus den Steuererhöhungen und einer damals gleichzeitig aufgelegten inneren Anleihe greifbar sein würden. Da alle diese finanziellen Operationen die Last der inzwischen immer dringlicher gewordenen Unterstützungsaktion für die Baumwollpflanzer nicht zu vermindern vermochten, gingen die ägyptischen Wirtschaftsstellen daran, für ihre Baumwolle neue Absatzmöglichkeiten zu schaffen. In Frage kamen dafür zunächst noch Ostasien, Südafrika, der übrige Vordere Orient und einige kleinere europäische Staaten wie die Schweiz und Spanien und schließlich auch Australien. Aber auch in diese Pläne und die darüber in Gang gekommenen Verhandlungen mit den interessierten Ländern schaltete sich England rechtzeitig so ein, daß es nicht schwer war, diese Pläne zu vereiteln, wie vor allem der Verlauf der ägyptisch-japanischen Verhandlungen gezeigt hat. Auf der anderen Seite wieder mußte die ägyptische Baumwolle mit einem starken Wettbewerb anderer billiger Baumwollsorten, z. B. der peruanischen und brasilianischen, rechnen, so daß auch die erwarteten Baumwollexporte nach Südafrika und Australien nicht möglich waren. Neben diesen Absatzschwierigkeiten erwiesen sich noch andere Nachteile als folgenschwer, so beispielsweise die verhältnismäßig sehr beschränkten Verarbeitungsmöglichkeiten der ägyptischen Baumwolle infolge des Mangels an Spinnereien oder die anhaltende Gefährdung des Seeweges, was um so mehr ins Gewicht fiel, als die beiden wichtigsten ägyptischen Mittelmeerhäfen, Alexandrien und Port Said, die in normalen Zeiten durchschnittlich vier Fünftel der ägyptischen Gesamtein- und -ausfuhr bewältigten, infolge der Kriegereignisse als Umschlagplätze für Baumwolle nur in sehr beschränktem Umfange in Betracht kamen. Dies alles hatte zur Folge, daß in den Speichern der ägyptischen Handelshäuser ungeheure Bestände von Baumwolle anwuchsen — allein in den

Speichern von Alexandrien sollen eine Zeitlang weit über anderthalb Millionen Doppelzentner gelagert haben —, so daß zahlreiche Exportfirmen ihren Bankrott erklärten.

Wenn England aus allen diesen Schwierigkeiten keinen anderen Ausweg wußte, als der ägyptischen Regierung den Rat zu erteilen, die Baumwollproduktion zugunsten eines Mehranbaues von Getreide einzuschränken, so gab es damit vor aller Welt zu, daß es nicht in der Lage ist, Ägyptens Baumwollüberschuß abzunehmen bzw. den für Ägyptens Baumwoll-export erforderlichen Schiffsraum zur Verfügung zu stellen, daß es darüber hinaus auch nicht einmal daran denkt, der ägyptischen Wirtschaft die Initiative zu überlassen, die diese braucht, um die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes neu zu ordnen. Im Gegenteil: England hat in der Richtung einer Beseitigung der gegenwärtigen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete bis heute nicht nur nichts getan, es hat vielmehr die ihm günstig erscheinenden Zeitumstände noch dazu benützt, um nach der Wiederaufrichtung seiner militärischen und politischen Herrschaft über den Vorderen Orient auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu einem neuen schweren Schlag gegen die davon betroffenen Länder auszuholen. Dies geschah bereits im April 1941 mit der Gründung des „Middle Eastern Supply Centre“ in Kairo, einer Einrichtung, deren hauptsächliche Aufgabe die Kontrolle der gesamten Lebensmittel- und sonstigen Versorgung der von England beherrschten nahöstlichen Länder bildet und die seitdem zu einer der stärksten Stützen der britischen Wirtschaftsmacht in dem weiten Raum zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean geworden ist. Obwohl die Gründung dieses Unternehmens in aller Stille erfolgte, zeigte sich doch sehr bald, welchem tieferen Zweck die Schaffung dieser zentralen Stelle in unmittelbarer Nähe des Sitzes des britischen Oberkommandos für den ganzen Nahen Osten dienen sollte. Es war deshalb auch völlig unerheblich, ob dem neuen Unternehmen gegenüber den von ihm kontrollierten Ländern ausdrücklich ein besonderes formelles Einwirkungsrecht zugestanden wurde oder nicht. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß das genannte Institut schon deshalb, weil es uneingeschränkt über den britischen Tonnageraum in den nahöstlichen Gewässern verfügt, jederzeit in der Lage ist, die Regierungen der betreffenden „Staaten“ zur Einhaltung der von ihm herausgegebenen „Vorschläge“ bzw. „Richtlinien“ zu zwingen. Dies gilt für alle wichtigeren Zweige des Wirtschaftslebens, für den Außenhandel ebenso wie insbesondere für die Versorgung der einzelnen Gebiete mit Nahrungsmitteln aller Art.

Auf dem Gebiete des Großhandels hat sich die Kairoer Zentrale dadurch von vornherein einen entscheidenden Einfluß zu sichern verstanden, daß sie ein umfassendes System von Einfuhrlicenzen aufstellte, das sämtliche Massengüter, wie Fett, Getreide und andere Nahrungsmittelzweige, umfaßt. Bemerkenswert ist dabei noch, daß die in Betracht kommenden Lizenzen von keiner anderen Stelle als der UKCC. erteilt werden, das heißt von jenem britischen Unternehmen, dessen vordringlichste Aufgabe die Versorgung der britischen Nahostarmeen bildet. Daraus wird schon der überaus enge Zusammenhang sichtbar, der zwischen der „United Kingdom Commercial Corporation“ und dem „Middle Eastern Supply Centre“ besteht und der keinen anderen Zweck als den verfolgt, die militärischen Interessen Englands im nahöstlichen Raum auf Kosten der Lebensbelange der von Kairo aus zentral „beaufsichtigten“ Völker sicherzustellen. Besonders schwerwiegend ist deshalb die Tätigkeit der britischen Kontrollbehörde auf allen Gebieten der Produktionslenkung, namentlich im Hinblick auf die landwirtschaftliche Erzeugung. Hierbei verdient eine Maßnahme ganz besondere Beachtung: der von britischer Seite ausgeübte Zwang, jeden Überschuß, den das eine oder das andere Land z. B. an Getreide, an Fett oder Fleisch erzielt, dem Supply Centre nicht nur mitzuteilen, sondern auch unverzüglich zur Verfügung zu stellen. Das bedeutet nicht nur, daß das britische Aufsichtsunternehmen eine genaue Kontrolle über Art und Umfang des Anbaues ausübt, daß es den von ihm „beaufsichtigten“ Gebieten vorschreibt, was diese an die Kairoer Zentrale an Erträgen abzuliefern haben, und daß es bis in alle Einzelheiten hinein den Verbrauch „regelt“, das heißt den an sich schon recht niedrigen Lebensstandard der eingeborenen Bevölkerung noch weiter herabdrücken kann, sondern daß es jederzeit auch in die Lage versetzt wird, je nach Bedarf andere Gebiete außerhalb dieses Raumes mit Rohstoffen, landwirtschaftlichen Produkten sowie sonstigen Fertig- oder Halbfertigwaren zu versorgen. Daß es sich hierbei keineswegs etwa um bloße Vermutungen han-

delt, zeigen unter anderem mehrere Auslassungen sowohl von englischer wie namentlich von us-amerikanischer Seite, in denen unumwunden zugegeben wird, daß laufend Lebensmittel-lieferungen aus dem Nahen Osten nach der Sowjetunion über die Transiranische Bahn erfolgen.

Wenn es noch eines schlagenden Beweises bedurfte, um die ganze Verlogenheit zu enthüllen, mit der die seinerzeitige Gründung des „Middle Eastern Supply Centre“ und der UKCC. dem ägyptischen Volk wie den übrigen nahöstlichen Völkern schmackhaft gemacht werden sollte, dann hat die aktive Einbeziehung dieser beiden britischen Organisationen in das System der anglo-amerikanischen Sowjethilfe diesen Beweis erbracht. Es kommt aber noch ein anderes Moment hinzu, das bereits kurz angedeutet wurde. In den letzten Monaten häuften sich gewisse englische Stimmen, in denen immer wieder unterstrichen wurde, daß das vom Supply Centre in Verbindung mit der UKCC. entwickelte Kontrollsystem in Zukunft noch weiter ausgebaut und vor allem auch für die Zeit nach dem jetzigen Kriege beibehalten werden soll. Man wird deshalb nicht fehlgehen in der Annahme, daß den beiden britischen Institutionen im Nillande über ihre durch den Verlauf der Kriegseignisse bestimmten Tagesaufgaben hinaus im Hinblick auf gewisse britische Pläne um den Vorderen Orient für die Nachkriegszeit eine wichtige Rolle zugeordnet ist, eine Rolle, die, soweit sich heute schon übersehen läßt, nur darin bestehen kann, Englands Anspruch auf militärische und politische Vorherrschaft im Nahen Osten auch nach der wirtschaftlichen Seite hin zu ergänzen und abzurunden. Worauf die Tätigkeit der beiden britischen Organisationen in Kairo hinausläuft, ist nichts anderes als das Bestreben, auf wirtschaftlichem Gebiete das zu vollenden, was auf politischem und militärischem Gebiete heute bereits weitgehend erreicht ist, nämlich die nationale Eigenständigkeit der nahöstlichen Völker in jeder Beziehung auszuschalten, um den Nahen Osten von neuem zu einer britischen Domäne zu machen.

JOHANNES KALLMEYER Kräftespiel am Bosporus

Nach ihrer Stellung zu den kriegführenden Parteien läßt sich die Türkei in keine der großen Gruppen einfügen. Sie gehört weder zu den „Neutralen“ (die in Wahrheit alle mit ihren Sympathien auf die eine oder andere Seite neigen) noch zu den „Nicht-kriegführenden“, die diese Hinneigung nicht nur in den Äußerungen ihrer öffentlichen Meinung, sondern auch von Staats wegen offen bekunden. Die Türkei pflegt zu beiden Parteien rege politische und wirtschaftliche Beziehungen. Mit England verbindet sie der Beistandspakt vom 19. Oktober 1939 zur gemeinsamen Abwehr von der Türkei bedrohenden Angriffen. Die Beziehungen zu Deutschland ruhen auf der Grundlage des Freundschaftsvertrages vom 18. 6. 1941 und der Wirtschaftsabkommen, die den Deutschlandhandel wieder an die erste Stelle im türkischen Außenhandel gerückt haben. Die Türkei bezieht Waffen und Kriegsgerät aus Deutschland wie aus England bzw. USA. Türkische Schriftleiter besuchen Deutschland und England, türkische Flieger werden in der Luftwaffe ausgebildet, andere in der RAF. Dabei ist die Regierung besorgt, keiner der beiden Parteien offensichtlich den Vorzug zu geben. Angelsächsische Freundschaftsgesten, die Aufnahme in das Pacht- und Leihsystem und ein förmlicher Schwarm von Besuchen wurden ihr aufgedrängt — angefangen von der Reise Churchills nach Adana über den Besuch der Generale Wilson und Douglas in Ankara bis zur Entsendung einer dreißigköpfigen Offiziersmission, die England als Bedingung seinen Waffenlieferungen beigab; demgegenüber läßt die türkische Presse sehr deutlich verstehen, daß es sich hier um Gäste handelt, die sich selbst einladen. Immer wieder betonten türkische Staatsmänner, vor allem Präsident İnönü, Ministerpräsident Saraçoğlu und Außenminister Menemençöğlu, ihre Entschlossenheit, die freundschaftlichen Beziehungen zu beiden kriegführenden Parteien zu pflegen. Wir begegnen häufig einer falschen Auslegung dieser Politik als unaufrichtig, schaukelnd, abwartend mit dem Ziel, sich

auf die Seite des endlichen Siegers zu schlagen. Grund hierfür mag sein, daß wir bisher gewohnt waren, den Begriff „neutral“ in der wörtlichen Bedeutung: „keins von beiden“, aufzufassen, und von den Neutralen eine kühle Zurückhaltung gegenüber beiden Parteien erwarteten. Die Türkei weist nun mit Recht darauf hin, daß es einem souveränen Staat gestattet sein müsse, in einem Konflikt, an dessen materiellen und ideellen Streitobjekten er unbeteiligt ist, seine Beziehungen zu beiden Parteien nicht nur im vorherigen Umfang aufrecht zu erhalten, sondern sogar zu entwickeln. Sie weigerte sich energisch gegen eine enge Auslegung, die in der englisch-türkischen Beistandsverpflichtung für den Fall eines Angriffes auf die Türkei bereits eine dauernde Festlegung auf den englischen Kurs sehen wollte. Außenminister Menemençoglu kleidete noch zuletzt im April d. J. die Grundlinie der türkischen Außenpolitik in die klare und einfache Formel: „Die Türkei ist entschlossen, ihre vertraglichen Verpflichtungen gegenüber Deutschland und England treu zu erfüllen. Unerschütterliche Grundlage ihrer Politik aber ist die Verteidigung ihrer eigenen Interessen.“

Diese eigenen von Sympathien und Ideen unbeeinflussten Interessen liegen beschlossen in den geopolitischen, insbesondere den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Ihnen allein gehorcht die türkische Politik. Sie treten nun allerdings gerade im Falle der Türkei so klar zutage, daß sich ihnen wohl keine verantwortungsbewußte Regierung zu entziehen vermöchte. Bedingt werden sie durch die einzigartige Lage des Landes, das mit der Brückenstellung zwischen Europa und Asien die Hüterschaft der Meerengen verbindet und damit vier Räumen angehört und deren Spannungen unterworfen ist:

- | | |
|---------------------------------|------------------------|
| 1. dem Balkan und damit Europa, | 3. dem Mittelmeer und |
| 2. dem Nahen Osten, | 4. dem Schwarzen Meer. |

Durch ihre Zugehörigkeit zu Balkan und Vorderasien tritt die Türkei in Beziehungen zu den Hauptpartnern der augenblicklichen weltgeschichtlichen Auseinandersetzung: den Achsenmächten als Ordnungsmächten Europas einerseits, England und US-Amerika als augenblicklichen Beherrschern Vorderasiens andererseits. Diese Brückenstellung zwischen Asien und Europa ist die aus der Karte ablesbare geopolitische Hauptkraftlinie der Türkei; auf sie wirken die beiden anderen Kraftfelder — Schwarzes Meer und Mittelmeer — nur ablenkend ein.

Die Bedeutung der Zusammenarbeit mit Deutschland hat sich im Laufe dieses Krieges handgreiflich erwiesen. Bereits in den Vorkriegsjahren hatte Deutschland die Rolle des wichtigsten Handelspartners der Türkei eingenommen, eine Zusammenarbeit, die sich für beide Völker segensvoll auswirkte. Unter englischem Druck ging der beiderseitige Handelsverkehr seit 1939 zurück, mit dem Tiefpunkt nach dem Balkanfeldzug im Frühjahr 1941. Die gesprengte Maritzabrücke war ein Sinnbild der Entscheidung, sich von Europa ab- und dem anderen großen Kraftfeld, dem unter englischer Führung stehenden nahöstlichen, zuzuwenden. Dieser Verstoß gegen die geopolitischen Forderungen zeigte bald bedenkliche Folgen: Nach der Abschnürung einer Wurzel drohte der türkische Lebensbaum zu verkümmern; England vermochte nicht, die Wirtschaft und Rüstung des Landes mit den Gütern zu versorgen, die am dringlichsten fehlten. Die zugesagten Lieferungen gingen entweder gar nicht ab, wurden auf dem langen Seeweg versenkt oder blieben irgendwo stecken wegen Schiffsraummangels. Schwerste Erschütterungen des türkischen Wirtschaftslebens waren trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit dieser Abschnürung seiner europäischen Verbindungen die Folge. So traten z. B. in Istanbul ernste Beförderungsschwierigkeiten ein, weil die bestellten Autobusse monatelang in Alexandria auf den Weitertransport warteten. Andererseits kann die Türkei in den angelsächsischen Ländern nicht mit einem Absatz ihres Ausfuhrüberschusses rechnen, selbst wenn der Transport möglich und gesichert wäre; denn bereits ihr Hauptausfuhrerzeugnis, der Tabak, findet in England, da für den englischen Geschmack zu leicht, keinen Markt. Der Großteil der übrigen Ausfuhrartikel aber sieht sich vor einer Konkurrenz, gegen die anzukämpfen unmöglich wäre, wenn nicht das türkische Volk seinen Lebensstandard auf ein unerträgliches Minimum senken wollte. Das aber ist nicht der Wunsch der Neuen Türkei, die sich auf dem Weg des Fortschritts befindet.

Der Regierung von Ankara muß die Energie und nüchterne Konsequenz nachgerühmt werden, womit sie den Weg als falsch erkannte und die notwendigen Folgerungen ohne

Zaudern zog: Der Freundschaftsvertrag mit Deutschland vom 18. Juni 1941 stellte das Ende dieses unter englischem Druck durchgeführten Experiments und die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Deutschland dar, wie sie sich in den Vorkriegsjahren in natürlicher Folgerichtigkeit ohne Zwang entwickelt hatten. Der türkische Lebensbaum konnte wieder kraftvoll seine Wurzeln in den europäischen Raum strecken, um die Standfestigkeit wiederzugewinnen, die sich auf der asiatischen Grundlage allein als mangelhaft erwiesen hatte.

Auf dem Boden dieser politischen Feldbereinigung folgte sofort der zielbewußte Wiederaufbau der Wirtschaftsbeziehungen. Wenn es irgendeines Beweises bedurft hätte, daß deren Förderung nicht von egoistischen deutschen Interessen diktiert war, sondern auf realen Grundlagen basierte, deren Beachtung sich für beide Teile segensreich auswirken mußte, so wurde er jetzt geliefert. Trotz des Krieges war und ist Deutschland imstande, das türkische Wirtschafts- und Verkehrsleben mit dem Nötigsten zu versorgen, was es an Transportmitteln, Chemikalien, Medikamenten, Papier, Maschinen und elektrotechnischen Artikeln bedarf. Andererseits ist Deutschland in der Lage, den gesamten Ausfuhrüberschuß der Türkei an Baumwolle, Tabak, Erzen und Öl aufzunehmen. Ebenso blühten die Wirtschaftsbeziehungen zu den übrigen mittel- und südosteuropäischen Ländern wieder auf. Die ungarische Industrie liefert elektrotechnische Artikel und Gebrauchsgegenstände, Rumänien in erster Linie sein Erdöl und Bulgarien Kohle. Hier begannen sich natürliche Ergänzungsmöglichkeiten sofort wieder einzuspielen, womit sich erwies, daß England in keiner Weise vermag, die Stellung Europas in der türkischen Wirtschaft zu ersetzen.

Was die Karte zeigt, setzte sich mit selten zu beobachtender Konsequenz und Schnelligkeit durch: Nicht Brückenkopf der raumfremden Angelsachsen gegen Europa, sondern Brücke zwischen Europa und Vorderasien ist die Türkei ihren Raumbedingungen nach. Selbst wenn sie dies vorübergehend übersehen wollte — ihre wirtschaftlichen Gegebenheiten weisen sie immer wieder zwingend nach Europa.

* *

*

Als zweite geopolitische Komponente wirkt die Randlage am „Meer der Geschichte“. Mittelmeerstaat ist die Türkei; daher wird sie von jeder Strukturwandlung oder vorübergehenden Veränderung der Herrschaftsverhältnisse in diesem Raum mitbetroffen. So wurde z. B. während der deutsch-italienischen Vorfeldkämpfe zur Bindung angelsächsischer Kräfte in Nordafrika jeder Vorstoß oder Rückzug der Heere am politischen Druckmesser in Ankara registriert. Für die Türkei ist das Mittelmeer nicht wie für Italien eine Lebensader, zumal sie ihre Schifffahrt noch nicht ausgebaut hat. Sie besitzt aber eine außerordentlich lange mediterrane Küste, an der sich das gesamte Wirtschaftsleben konzentriert. Hier ist sie naturgemäß leicht verwundbar. Diese Zwangslage suchen die Angelsachsen heute auszunützen, indem sie von der doppelten Stellung der Nachbarschaft in Vorderasien (Syrien, Irak, Iran) und der Herrschaft in Nordafrika einen starken Druck auf die Türkei ausüben, um sie in ihr Lager zu zwingen. Da es sich hier um imperialistische, raumfremde Mächte handelt, bleiben dabei die eigenen Lebensinteressen des Landes ganz außer Betracht. Es würde im Kriegsfall nichts als ein Aufmarsch- und Schlachtfeld fremder Interessen werden mit der Aussicht, im Falle eines Sieges der Alliierten etwa den Rang Ägyptens einzunehmen. Für einen Staat, der sich eben erst unter größten nationalen Opfern vom Zustand einer durch die Kapitulationen geknebelten Halbkolonie der Westmächte zur Freiheit und Selbstbestimmung durchgekämpft hat, keine verlockende Aussicht, wenn sie auch durch wirtschaftliche oder politische Versprechungen verschönt wird. Nicht zu verwundern also, wenn die türkischen Staatsmänner in nüchterner Erkenntnis der realen Gegebenheiten unter Aufbietung all ihrer Kräfte bemüht sind, diesen Anstrengungen, die sich abwechselnd in die Formen der Lockung oder Drohung kleiden, entgegenzuwirken und immer wieder zu beteuern, einzig und allein die Neutralität entspreche den wahren Erfordernissen ihres Landes, und die Regierung werde alles daransetzen, um sich dieses Gut zu bewahren.

Während die wechselvolle Lage im Mittelmeer, die sich aus dem seit über einem Jahr-

hundert dort herrschenden zähen Ringen zwischen den Hauptmächten England, Frankreich und Italien (das später hinzutrat) ergab, wie in der Vergangenheit so auch in den Jahren des augenblicklichen zweiten Weltkrieges zu steten Schwankungen am geopolitischen Spannungsmesser in Istanbul und Ankara führte, zeigte er in dem vierten Knotenpunkt geopolitischer Kraftlinien der Türkei, dem Schwarzen Meer, einen ständigen, fast stets gleichbleibenden starken Ausschlag, der dem Druck entspricht, der von dieser Seite auf ihr lastet. Die Brückenstellung der Türkei zwischen Europa und Asien zeigt im kleinen eine Wiederkehr im Raum um Bosphorus und Dardanellen. Hier verbindet sich aber mit der Eigenschaft der Brücke die viel wichtigere einer Schleuse zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meer. Bezeichneten wir die Brückeneigenschaft als große, unverrückbare geographische Grundlage türkischer Politik, gewissermaßen als den Rahmen, in dem sie sich abspielte und abspielen muß, so stellt die Schlüsselstellung der Meerengen die wesentliche Komponente dar, von der sie innerhalb dieses Rahmens gelenkt wird, seit Moskau zum Schwarzen Meer und von hier nach einem Ausgang zum Mittelmeer drängte. Mochten die Verhältnisse in Europa, Vorderasien und im Mittelmeer schwanken, hier blieb der Druck seit Rußlands Auftreten konstant — mit einer einzigen noch zu besprechenden Unterbrechung in den Jahren nach der bolschewistischen Revolution. Die Gegner kennen sich. Zu oft hat sich die Türkei unter Aufbietung all ihrer Kräfte, ähnlich wie im Norden Finnland, gegen ihren räuberischen Nachbarn wehren müssen, der ihr immer wieder nach dem Leben trachtete, wenn er sie auch in der Zeit zwischen zwei Überfällen „bester nachbarlicher Gefühle“ versicherte. Über die unverrückbaren Absichten des Zarenreiches konnte es keinen Zweifel geben. Nur ein Satz aus einer Denkschrift des Außenministers Murajew sei angeführt, die Zar Nikolaus II. mit dem Randvermerk „Allerhöchst genehmigt 25. I. 1900“ versah: „...die Verwirklichung von Rußlands traditioneller historischer Berufung, sich an den Ufern des Bosphorus festzusetzen... Die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit dieses Ereignisses ist so fest im Bewußtsein aller verankert, daß es sich erübrigt, die Vorteile des Meerengenbesitzes für Rußland aufzuzeigen...“ (aus Reinhard Hüber, Die Bagdadbahn, Berlin 1943).

Hatte Rußland über 200 Jahre das Ziel der Schwächung und Zerschlagung des Osmanischen Reiches mit allen Gewaltmitteln unbeirrt verfolgt, um sich in den Besitz der Meerengen zu bringen, so schienen die Sowjets zunächst eine entgegengesetzte Politik einschlagen zu wollen. Die Lage hatte sich umgekehrt. Sie selbst waren damals zu schwach, um nach den Meerengen zu greifen, angesichts der fehlenden Flotte empfanden sie keine Abschnürung vom Weltmeer, hatten aber größtes Interesse daran, daß die Meerengen für feindliche Schiffe gesperrt blieben. In der Neuen Türkei sahen sie einen möglichen Bundesgenossen, der diese Aufgabe übernehmen könnte, da sie sich ebenfalls gegen die kapitalistischen Westmächte zur Wehr setzen mußte, die aus imperialistischen und Finanzinteressen auch antibolschewistisch waren. So entsprach damals eine starke Türkei als Hüterin der Meerengen ihrem Wunsch, den allerdings Tschitscherin in Lausanne seinem Gegenspieler Lord Curzon gegenüber nicht durchsetzen konnte.

Sobald die Sowjetunion jedoch wieder erstarkt war, wurde sie von Stalin auf den imperialistischen Weg des Zarenreiches zurückgeführt, wie er durch die geopolitischen Vorgegebenheiten Rußlands bedingt und seit Peter dem Großen unbeirrt verfolgt worden ist. Ausfluß dieser Rückkehr zur alten zaristischen Meerengenpolitik war die russische Haltung auf der Konferenz in Montreux 1936. Die sowjetische Flotte war erstarkt, so daß sie von einem Angriff im Schwarzen Meer nichts befürchten zu müssen glaubte. Im Gegenteil wollte sie nun wieder den Ausgang zu den Weltmeeren ohne mögliches Hindernis wissen. Kemal Pascha hatte mit konsequenter Klarheit zu verstehen gegeben, daß er — bei betonter Bereitschaft zum Aufbau freundschaftlicher Beziehungen — nicht gewillt war, die junge Türkei in ein wie immer geartetes Abhängigkeitsverhältnis von Moskau zu bringen. Daher lehnten die Sowjets 1936 die Befestigung der Meerengen ab, die sie 1923 gefordert hatten. Sie drangen wieder nicht durch, strebten nun aber nur noch stärker nach einer Form der eigenen Herrschaft über die Meerengen. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges schien diesen Plänen günstig. Wie nahe sie sich im Herbst 1939 bereits dem Ziel fühlten, zeigte die Behandlung, die man dem damaligen Außenminister Saraçoğlu bei seinem Besuch in Moskau

im Oktober 1939 zuteil werden ließ; sie war eher dem Vertreter eines verachteten Vasallenstaates als dem Außenminister einer auf gleichem Fuß stehenden Macht angemessen.

Zweifellos wäre damals schwerstes Leid über die Türkei hereingebrochen, hätte nicht Adolf Hitler im November 1940 in Berlin Herrn Molotow sein „Halt“ entgegengesetzt und diesem Halt schließlich mit der Gewalt der Waffen Geltung verschafft. Die Türkei wurde dadurch vor dem russischen Überfall bewahrt. Heute ist der Gegner erkannt; seine Drohung wurde noch ernster, seit er sich auch im Iran festsetzte und mit den angelsächsischen Mächten verbündete, eine Koalition, der das Türkische Reich bisher nur im ersten Weltkrieg gegenüberstand. Immer waren sonst England und Rußland in Konstantinopel als Gegenspieler aufgetreten, wobei jeweils einer von beiden sich als Beschützer gegenüber dem anderen ausgab, um so die Pforte seinen Interessen gefügig zu machen. Sorge aller türkischen Außenpolitik muß nun die Wacht gegen den Osten sein. Das Land bringt größte Opfer, um sich gegen jeden Angriff des Erbfeindes wehrbereit zu halten. Keine angelsächsischen Beteuerungen von der „Friedfertigkeit“ des russischen Bären werden diese entschlossene Wachsamkeit des ganzen Volkes beeinflussen können. Ihren Ausdruck fand sie immer wieder in Äußerungen der Presse und der führenden Staatsmänner, zuletzt in der Rede des Staatspräsidenten Ismet İnönü vom 8. Juni 1943 aus Anlaß der Eröffnung des 6. Allgemeinen Kongresses der republikanischen Volkspartei: „In der gegenwärtigen Phase des Weltkrieges halten wir wie in den vergangenen Jahren fest an dem Ziel, dem Lande den Frieden zu bewahren. Wir sind bereit und entschlossen zur Erhaltung unserer Sicherheit und zur Verteidigung unseres Vaterlandes. Wir wissen, daß wir zur Sicherung des Lebens unserer Nation alle Hilfsquellen jeder Art einsetzen müssen.“

* *
*

Sehen wir so die Türkei bemüht, sich unter Aufbietung all ihrer Kräfte als neutrales Bollwerk in einem der wichtigsten Knotenpunkte geopolitischer Kraftlinien des gesamten Erdballs zu erhalten, gegenüber allen Ansinnen, die von angelsächsischer Seite an sie gestellt werden, und vor allem gegenüber der ständigen, bald offenen, bald versteckten Drohung Rußlands, so dürfen wir uns doch die Frage stellen — die sich ja auch der türkische Politiker vorlegen muß —, welche Lage sich für die Türkei beim Kriegsausgang ergäbe.

Es kann kein Zweifel sein, daß ein Sieg der Achsengegner das Ende der türkischen Unabhängigkeit bedeuten würde. Bestenfalls könnte noch die Rivalität der Sieger eine sofortige Unterjochung durch Rußland verhindern. Aber eingekeilt zwischen einem russischen Schwarzen Meer und einem amerikanischen Mittelmeer, hätte die Türkei die Angelsachsen bzw. ihre Vasallenstaaten im Süden und Südosten zu Nachbarn, Rußland an der europäischen Grenze und im Nordosten. Von der liberalistischen Gaukelei der Angelsachsen, die jetzt noch manchen in der Türkei bestechen mag, wäre dann ebensowenig zu spüren wie immer, wenn es um reale Interessen geht. Das ist der Türkei in unmittelbarer Nähe: in Ägypten, Iran, Palästina und Syrien, zu oft vorexerziert worden, als daß sie sich darüber einer Täuschung hingeben könnte. Die wirtschaftlichen Folgen müßten selbst bei vorläufiger Wahrung einer scheinbaren Unabhängigkeit katastrophal sein, da die Türken in einen Raum gepreßt würden, mit dem sie keinerlei Ergänzungsmöglichkeiten besitzen, der weder ihren Ausfuhrüberschuß aufnehmen noch an ihrem weiteren industriellen Aufstieg Interesse haben kann.

Der deutsche Sieg dagegen befreit die Türkei endlich von dem seit über zwei Jahrhunderten auf ihr lastenden Druck Rußlands. In einem freien Schwarzen Meer kann sie den Warenaustausch mit Mitteleuropa auf dem Landweg und der Donauwasserstraße weiter ausbauen und als Gleichberechtigter an dem Aufbau des europäischen Wirtschaftsraumes teilnehmen, aus dem ihr seit der Revolution Kemal Paschas schon immer die größte Hilfe bei der Entwicklung einer eigenständigen Industrie erwuchs und in dem ihr gesamter Ausfuhrüberschuß zu günstigen Bedingungen Aufnahme findet. Auf diesen Pfad weist auch die Revolution Atatürks, der sich entschieden zu Europa und seinen Kulturgütern bekannte.

Die Rolle des amerikanischen Mittelmeeres

Unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika stellen wir uns oft auch heute noch ein einheitliches, ausgewogenes Ganzes vor, wie wir es in alten Ländern unserer näheren Nachbarschaft, etwa Frankreich oder Spanien, gewöhnt sind. Tatsächlich aber bilden die Vereinigten Staaten ein Bündel nicht nur geographisch und klimatisch äußerst verschiedenartiger, sondern auch nach ihrer geschichtlichen Vergangenheit durchaus voneinander abgetrennter Landschaften. Die Charaktere dieser einzelnen großen Landschaften, von denen jede mehrere Staaten umfaßt, sind so verschieden voneinander, daß ihre Belange sich keineswegs entsprechen; sie schließen sich in manchen Fällen sogar gegenseitig aus. Das Land ist eigentlich zu groß dazu, um zentralistisch regiert zu werden. Wird ein solcher Versuch gemacht (wie augenblicklich mit besonderer Intensität), so entwickeln sich zwangsläufig in den jeweils benachteiligten Landschaften Gegenkräfte, die früher oder später das Pendel zum Rückschwung zwingen und dem Zentralismus eine starke Betonung des Föderalismus entgegenstellen.

Je zentralistischer die USA. regiert werden desto aktiver treten sie in ihrer Außenpolitik auf. Wir erleben ja in dieser Richtung jetzt einen Höhepunkt. Aber vielleicht bedeutet er schon die Wende; denn immer deutlicher künden sich partikularistische Strömungen an. In den Südstaaten der Union etwa wird von einer Aufspaltung der Demokratischen Partei gesprochen. Die Interessen der ackerbautreibenden Staaten des mittleren Westens und Nordwestens lassen sich mit denen des Nordostens, wo der Rüstungstaumel eine Überfülle an Geld bewirkt, nur schwer ausgleichen; das Preis- und Lohngefüge wird von hier aus immer wieder bedroht. Weiter etwa blicken die pazifischen Staaten immer ängstlicher auf die gefahrberegenden Weiten des Stillen Ozeans hinaus und verlangen, daß das Schwergewicht der Kriegsanstrengungen aus dem ohnehin nicht bedrohten Atlantikbereich in den pazifischen verlegt wird. Zahlreiche Streiks verraten schwere soziale Spannungen.

Setzt dann nach einer zentralistischen und außenpolitisch aktiven Periode — geographisch gesehen durchaus zwangsläufig — der Gegenstrom der partikularistischen Belange ein, so zieht sich auch die politische Betätigung stärker auf das innere Feld zurück und überläßt das Außenpolitische sich selbst. Der erste Weltkrieg und die Jahre danach bilden ein gutes Beispiel für ein solches auf- und abklingendes Intervall der amerikanischen Geschichte, die Zeit des Präsidenten McKinley und dann besonders Theodore Roosevelts liefert ein zweites. Die Geschichte der Vereinigten Staaten kann in ihrem ganzen Verlauf in dies — natürlich nicht zu pressende — Schema des Wechsels zwischen Aufblähung und Schrumpfung eingepaßt werden. Auf die Gegenwart angewendet bedeutet dies, daß dem Präsidenten Roosevelt nicht unbegrenzte Zeit für seine Pläne zur Verfügung steht; er braucht Siege, möglichst schnelle Siege; sonst nimmt ihm der stets in den USA. nach solchen Perioden einer hypertrophischen Außenpolitik einsetzende Umschwung das Heft aus der Hand. An dieser Stelle liegt vielleicht seine größte Schwäche gegenüber Japan; denn dieses kann mit langem Zügel fahren und warten —. Deshalb suchte Roosevelt schnelle Erfolge in Afrika; denn Deutschland, das gegen Westen und Süden nur mit der linken Hand zu kämpfen vermag, erschien ihm leichter zu schlagen. Aber auch hier wird er wohl die eigentliche Überraschung erst erleben, wenn er zum Angriff gegen Europa selbst fortschreitet.

Bei solcher Betrachtung zeigt es sich, daß der Kampf Deutschlands gegen Rußland die wesentliche Schicksalsentscheidung in sich birgt. Nur wenn die bolschewistische Kampfkraft ungebrochen bleibt, kann Amerika darauf hoffen, in Europa entscheidende Erfolge einzuheimsen und sich den Gewinn aus seinem afrikanischen Vorstoß zu sichern. Doch dies Einheimsen gelänge nur, wenn an der West- und Ostflanke des Sowjetreiches Mächte erhalten blieben, stark genug, die Drohung aus der Steppe auch in Zukunft abzdämmen.

Andernfalls würde die ganze Welt früher oder später bolschewistisch; denn Amerika allein wäre auf die Dauer keinesfalls imstande, der unerhörten Wucht eines solchen neuen, größeren Mongolensturms standzuhalten. Es erheben sich bereits in Amerika Stimmen, die für den Fall eines amerikanischen Sieges dafür plädieren, Deutschland und Japan als Gegengewichte der Sowjets am Leben zu lassen; Stimmen, die angesichts der jüdischen Einflüsse (die geopolitisch nicht begriffen werden können) zur Zeit ohne praktische Bedeutung, aber als Barometerausschläge interessant sind, weil sie verraten, wie selbst in dieser Zeit, in welcher die jüdische Zweckpropaganda alle lebensgerechten Entwicklungen zu überwuchern sich bemüht, geopolitische Wahrheiten selbst im gegnerischen Lager durchbrechen.

So führt von der scheinbar abseits liegenden Betrachtung des us-amerikanischen Regionalismus eine geschlossene Kette von Ursache und Wirkung oder — ins Biologische gewandt — von Reiz und Anpassung bis hin zu den letzten Entscheidungen der Gegenwart und Zukunft. Gerade darin drückt sich ja das Beglückende und Bezaubernde geopolitischer Betrachtung aus.

Im Wechselspiel zwischen Regionalismus und Zentralismus in der amerikanischen Geschichte bildete der mittelamerikanische Raum, die Gegend etwa zwischen Cayenne und Los Angeles und zwischen Savannah und Bogota, eine Art Vorfeld oder Prüfstand. Wie die Jahresringe im Stammquerschnitt eines großen Baumes haben sich hier die Erfolge der ausgreifenden Perioden in der USA.-Geschichte abgelagert. Und im Grunde läßt sich schon hier studieren, daß es sich in vieler Hinsicht um hypertrophische Erscheinungen gehandelt hat: Man erwarb in der Gier der Aufblähungszeiten mit Geld oder Gewalt Gebiete zum Hauptland hinzu, die man gar nicht stark genug war, sich anzuverwandeln oder zu erfüllen. Heute richtet sich dieses hypertrophische Ausdehnungsbestreben auf die ganze Welt, also bis an die äußerste Grenze; hypertrophisch deswegen, weil weder die materiellen, bestimmt aber nicht die ideellen Kräfte der USA. ausreichen, ein solches „American Century“ wirklich mit Gehalt zu erfüllen; Jazz, Fordautos, Hollywoodfilme und Sektenwesen dürften kaum genügen.

Man kann angesichts der in der Tat furchterregenden inneren Probleme der USA. einerseits und ihrem geradezu pathologischen Einmischungsdrang, der sich auf die ganze Welt richtet, andererseits¹⁾ auf den Gedanken kommen, im Amerikanismus eine ungeheure Krankheitserscheinung der abendländischen Menschheit zu erblicken. Wir haben die amerikanische oder australische Welt und ihre Mentalität bisher als Gegebenheiten hingenommen und von ihnen aus zu verstehen versucht. Vielleicht ist das falsch. Vielleicht kommt man den Erscheinungen nur bei, wenn man sie als Wucherformen des abendländischen Geistes begreift. Vielleicht stimmt es eben, wie die Geopolitik zu erkunden versucht, daß Menschen und überpersönliche Gebilde aus Menschen — wie Völker, Reiche, Kulturen — zur guten Hälfte an ihre naturgegebene Umwelt gebundene Erscheinungen sind wie Pflanzen und Tierarten. Daß sie wie ein Wald nicht nur aus einer Summe von Einzelwesen bestehen, sondern als Gesamtheit etwas viel umfassenderes: ein Individuum, darstellen. Zum Leben und Dauern des Waldes gehören ja auch die Mikroorganismen des von ihm selbst mit geschaffenen Bodens, viele Insekten, Pilze, Kleinpflanzen und unzählige andere Lebewesen; ja, auch ein bestimmter Zustand von Erde und Luft im Wald ist eine Voraussetzung für das, was wir in ungeahnter Zusammenfassung „Wald“ nennen. Das in der bisherigen Menschheitsgeschichte einzigartige Experiment der Verpflanzung von vielen Millionen abendländischer Menschen in eine vollkommen andersartige Umwelt und Erde ist eben vielleicht doch mißlungen und muß nun mit schwerer Erkrankung der abgespaltenen Menschheit bezahlt werden. Die Folgen dieser Erkrankungen richten sich gegen das Mutterland, gegen Europa, selbst. Die Weltgeschichte präsentiert heute die Rechnung dafür, daß die abendländische Lebensgemeinschaft Millionen Zugehöriger nach Übersee gejagt hat. Das Britische Weltreich wird von seinen Abkömmlingen Stück für Stück usurpiert, und wir Deutschen erblicken auf der Gegenseite in diesem unsern Schicksalskampf genügend Leute, die auf Namen wie Eisenhauer oder Wilke hören²⁾.

1) Vielleicht erzwingt sogar das erste das zweite als letzten Lösungsversuch.

2) Nach Adolf Rein: „Deutschstämmige im Offizierkorps der USA.“, waren in den 92 Jahren von 1845–1937, die er untersucht, nie unter 13%, oft bis 20% der Offiziere des us-amerikanischen Heeres deutscher Abstammung.

Der Gedanke, den ganzen Amerikanismus als eine riesige Krankheit des abendländischen Geistes anzusehen, mag — gemessen an der üblichen Betrachtungsweise — grotesk anmuten. Wer aber lange Jahre hindurch den Wahnsinn mit angesehen hat, der drüben verübt wurde, der kann in der Tat auf solche Anschauungen geraten. Der Stein, der ins Rollen geriet, als Europa anfieng, die Menschen, die hierher gehörten und im Grunde nirgendwo anders leben konnten, von seinen Küsten zu stoßen, war nicht mehr aufzuhalten, alle alten Bindungen verblieben in dem Boden, auf dem sie gewachsen waren, konnten nicht mitgenommen werden. Er wälzte sich über den amerikanischen Westen und weiter über den Pazifik, drehte nach Norden, nach Süden und hat nun sogar — im ersten Weltkriege begann es — rückläufige Richtung nach Osten angenommen. Das Furchtbare und der Beweis des Hyper-trophischen daran ist, daß hinter dieser ungeheuren Motorik kein innerer Sinn steckt, sondern nur die Sucht des Angriffs um seiner selbst willen, die geheime Angst vor der unerfüllten Leere des eigenen Kernraums und den grausigen Schwierigkeiten und Fehlleistungen, die man in der neuen Welt heraufbeschworen hat. Man vergegenwärtige sich nur die Tatsache, daß der Reichtum der amerikanischen Prärien, die Büffel, vernichtet wurde, weil Farmen, Zäune, Felder nicht mit den wilden Herden zur gleichen Zeit möglich waren. Den Feldern, die bald die ganze Prärie überzogen, hat man so lange Weizen zugemutet, bis eine Reihe von Dürrejahre erwies, daß die Muttererde ausgelaugt und nicht mehr zu halten war. Sie flog davon oder wurde abgespült. Bezirke vom Umfang europäischer Großmächte wurden zu Wüste. Die Menschen, die dort gelebt hatten, verwehten wie Spreu vor dem Winde, white thrash, weiße Spreu, wie man sie tatsächlich in Amerika bezeichnet.

Amerika lebte und lebt heute noch vom Raubbau: an den Tieren, den Wäldern, den Feldern, den Bodenschätzen und schließlich auch den Menschen (bei noch nicht 17 pro qkm!). Eine solche maßlose Wirtschaft erfordert immer neue Räume, die ausgesogen werden können. In Amerika selbst ist zwar nach unseren „Alt-Land“-Begriffen die wahre Erfüllung und Erschließung noch ferne; das extensive amerikanische Denken indessen stößt bereits überall auf Grenzen. Dieser amerikanische Krieg ist der hektische Versuch, die Methode, mit der man in Amerika selbst Erde und Menschen erpreßt hat, auf die ganze Welt auszuweiten. Er ist — auch für den Fall unserer Niederlage — ein vergeblicher Versuch; denn der Bolschewismus, der mit demselben absoluten Anspruch auf Weltherrschaft auftritt (hier wie dort will sich die entfesselte Ratio zum Zwingherrn der alten Mutter Gää aufwerfen), wäre auf die Dauer wesentlich stärker als der Amerikanismus und würde ihn aufschlucken.

Wird Amerika so gesehen — als entwurzeltes und am neuen Standort noch nicht eingewurzelt Abendland — so wird auch verständlich, warum das Judentum dort zu so besonderem Einfluß gelangen mußte: Die Uferlosigkeit und Wurzellosigkeit der jüdischen Intelligenz fand in Amerika eine ihr gemäße, verwandte Umwelt vor, der sie sich aufpropfen konnte, ohne als wesensfremd empfunden zu werden. Die Amerikaner hatten noch nicht, was die Juden nie besessen hatten und was nur als edelste Frucht alten Kulturbodens erblüht: innere Haltung. Deshalb fanden sich Amerikanismus und Judentum in ihrem Ressentiment gegen die Heimatn alter Kultur zusammen, wo sie sich noch trüchtigt mit Zukunft erwiesen, gegen Deutschland und Japan vor allem.

*

Die Länder um das amerikanische Mittelmeer sind von den USA. in den Hochflutzeiten ihrer Geschichte entweder schon verschlungen oder werden heute von ihnen umspült und scheinen ihnen nun alle anheimzufallen. Wenn man aus dem eigentlichen Lande der Yankees, dem amerikanischen Nordosten, südwestwärts fährt, stößt man in Gebiete vor, die dem üblichen Bild Angloamerikas nicht mehr entsprechen, obgleich man den Grenzen der Union noch ferne ist. Das Land wird weit und einsam, von sizilianischer Dürre. Die kleinen Städte und Siedlungen am Wege, etwa von Santa Fé nach El Paso, sind verschlafen und schmutzig, dösen in einer unbarmherzigen Sonne, durch die nur ein paar magere, verschüchterte Hunde auf der Suche nach Eßbarem schleichen; und hinter einer Straßenecke spielen mit ernststen, stillen Gesichtern ein paar halbnackte Kinder selbstvergessen im lehmbräunen Staub. Die

Männer mit den breiten Hüten haben viel Zeit, das Dasein rinnt langsam, und die gelbhäutigen Frauen, die nur ein einziges Baumwollkleid auf dem Leibe tragen, können sich, offenbar zufrieden, den ganzen Tag auf einer brüchigen Veranda in einem knarrenden Schaukelstuhl wiegen. Die Ortsnamen längs des Weges lauten Domingo, Bernalillo, Albuquerque, Pajarito, Los Lunas, Contreras, San Acacia, San Marcial, Las Palomas, Caballo, Las Cruces usw. und verraten, wem die USA. dies alles einst abgenommen haben. Hier reicht die mexikanisch-spanische Welt mit den Staaten California, Arizona, New Mexico und Texas tief in die Union hinein. 1847 sind diese Länder (und Teile der heutigen Staaten Colorado, Utah und Nevada) den Mexikanern geraubt worden; Mexiko wurde damit auf die Hälfte seines vorherigen Bestandes zusammengeschnitten. Obgleich nicht mehr viel an hundert Jahren fehlt, die diese Länder unter den „Stars and Stripes“ zugebracht haben, ist nur wenig für ihre Entwicklung getan worden. Sie gehören, vom kalifornischen Küstenstreifen und einigen Plätzen in Texas abgesehen, zu den zurückgebliebensten der Union. Der Appetit der USA. war damals schon wesentlich größer als ihre Kraft zu verdauen.

Texas, das größer ist als das Deutsche Reich vor diesem Kriege (ohne Protektorat), beherbergt nur wenige Einwohner mehr als Berlin und Wien zusammen. In New Mexico und Arizona beträgt die Bevölkerungsdichte nur 1,7 pro qkm. Selbst im gelobten Kalifornien mit seinen Riesenstädten San Francisco und Los Angeles erreicht die Dichte gerade erst den amerikanischen Durchschnitt mit 17 pro qkm. Hier hat man mit großen Bewässerungsanlagen weite, lange Täler, die bis dahin wüstenhaft waren, in fruchtbare Gefilde verwandelt. Aber auch hier siegte die reine Ratio: der Gedanke des möglichst viel und möglichst schnell Habens. Als Monokulturen wurden Apfel-, anderswo Pfirsichfarmen angelegt, große Fruchtfabriken, die in ermüdender Eintönigkeit sich neben der Straße hinziehen und die schönsten Pfirsiche zum Überdruß werden lassen. Schärfer fast noch als irgendein Industrieprodukt — denn Pfirsiche sind Luxus — unterstanden die kalifornischen Obst- und Gemüsegebiete dem unbarmherzigen Gesetz von Angebot und Nachfrage. Die Züchter folgten, wie üblich in einem „freien“ Lande, der Linie des geringsten Widerstandes und drückten die Löhne; denn nicht nur Pfirsiche, Äpfel und Erbsen gab es im Überfluß, sondern auch Menschen, die sie pflücken wollten (sie kamen aus den ausgetrockneten Weizen- und Baumwollgebieten). Stundenlöhne von fünf Cents (für Erwachsene!) im Akkord und darunter waren in diesen paradiesischen Elendsgebieten an der Tagesordnung. Heute hat die fiebrische Rüstungskonjunktur viel Geld unter die Amerikaner gebracht, und sie könnten Pfirsiche und Pflaumen reichlich verzehren. Sicher wären die Züchter jetzt bereit, höhere Löhne zu zahlen. Jetzt aber, da der Absatz von Obst und Gemüse kein Problem mehr ist, jetzt verfault ihnen, nach ihrem ohnmächtigen Geschrei um Hilfe zu schließen, ihr edles Erzeugnis auf den Bäumen und Feldern, denn die elenden Menschen, die sich früher um die Akkordarbeit zu fünf Cents die Stunde erbitterte Schlachten lieferten, sind auf das erste Anzeichen menschenwürdiger Verdienste anderswo in die Rüstungsfabriken und Schiffsbauwerften abgeströmt. Nichts kennzeichnet den wahren inneren Zustand des amerikanischen Systems so schonungslos wie solche paradoxen Entwicklungen.

Es ist also jener Wall von Staaten, der sich im amerikanischen Südwesten vor die mexikanische Grenze legt, bis auf die Gelegenheiten, schnell reich zu werden (Öl, Früchte, Filme), nicht entwickelt worden. Wo das Land in weiterem Stil genutzt wird, stammt diese Nutzung aus der spanisch-mexikanischen Zeit (Viehzucht in Texas und Arizona); Deutsche haben darin übrigens eine bedeutende Rolle gespielt. Die größte und besteingerichtete Viehstation in den Staaten (Südtexas) gehört noch heute einer rein deutschblütigen Familie.

Umrundet man den Golf von Mexiko weiter nach Osten, so setzt sich das Bild, das die Staaten California, Arizona, New Mexico und Texas bieten, in anderer Weise mit den Staaten Louisiana, Mississippi, Alabama und Florida fort. Louisiana wurde 1803 durch Kauf von den Franzosen erworben. Bis 1819 war die ganze Festlandsumrandung des mexikanischen Golfes us-amerikanisch geworden bis hinunter nach Key-West, der äußersten der die Südspitze Floridas in die Floridastraße fortsetzenden Inselkette. Heute führt eine meilenweit über das Meer gebaute Autostraße nach Key-West hinunter, und die Winterfrischenfahrer aus New York und Philadelphia können den Golfstrom in den Atlantik wallen sehen.

Die amerikanischen Staaten am Golf von Mexiko sind ehemalige Sklavenstaaten, deren Wirtschaft im wesentlichen auf der Baumwolle beruht. Sie waren seit Jahren notleidend, da die amerikanische Baumwolle infolge der zum Teil unbegreiflichen amerikanischen Außenhandelspolitik auf dem Weltmarkte keinen genügenden Absatz mehr fand und andererseits — ein Schicksal, das die Golfstaaten mit anderen Südstaaten teilen —, weil auch hier infolge eines Raubbaus an der Fruchtbarkeit des Bodens weite Bezirke verödeten. Wenn auch die Südstaaten schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts der Union angehörten — richtig unterworfen wurden sie erst im Bürgerkriege der Nord- gegen die Südstaaten, in dessen Verfolg mit der Sklavenbefreiung das Wirtschaftssystem der Südstaaten und damit ihre Gesundheit und ihr Reichtum zerstört wurden. Die Südstaaten haben sich nie wieder von den furchtbaren menschlichen und materiellen Folgen des Bürgerkrieges erholt. So sicherte sich der industriell-kapitalistische Norden politisch und wirtschaftlich sein Übergewicht. Die Yankees hatten erreicht, was sie wollten: Ihre Macht reichte unbestritten bis zur Golfküste; die Eigeninteressen der bezwungenen Gebiete interessierten sie nur wenig. Heute ist die Atlantikküste Floridas, ähnlich der Südküste Kaliforniens am Pazifik, zu einer mondänen Erholungsstätte für wohlhabende Großstädter aus dem Norden geworden. Das Land selbst profitiert nur wenig davon, und die Arbeitsbedingungen in den heißen, tropenhaften Urwäldern im Innern Floridas haben schon oft unliebsam von sich reden gemacht.

Immer wieder drängt sich dem längs der Golfküste Reisenden, der sich nicht von dem Glanz einiger Kurorte blenden läßt, der Eindruck auf, zwischen den Ruinen einer vergangenen Herrlichkeit dahinzufahren. Die alte, farbige, aristokratische Welt der Südstaaten, die noch von einem späten Abglanz der französischen Empirezeit überstrahlt war, ist unwiederbringlich vergangen. Der Amerikanismus, der diesen Untergang bewirkte, hat die Lücke in keiner Weise zu schließen vermocht, dies auch nicht gewollt. An die Stelle einer gehobenen Herrschicht mit — zum mindesten in der Tendenz — ritterlichen Idealen und der breiten Masse der Sklaven, die ein im ganzen durchaus erträgliches Dasein führten¹⁾, ist eine Schicht von rein kapitalistisch denkenden Baumwollzüchtern getreten, die unter einem Pachtsystem, das wesentlich schlimmer ist als Sklaverei, nicht nur Schwarze, sondern beinahe schon mehr Weiße in unglaublicher Abhängigkeit halten. In den vergangenen Jahren wurden diese elenden Menschen (nirgendwo in den USA. gibt es mehr Analphabeten als in diesen Gegenden) auch noch solcher jammervoller Existenz beraubt, weil man durch verstärkten Maschineneinsatz die menschliche Arbeit weitgehend überflüssig gemacht hatte. Dieses „menschliche Treibholz“ bevölkerte dann zu Hunderttausenden zu Fuß, zu Wagen, in gebrechlichen Autos die Landstraßen nach Kalifornien.

Der ganze Nordgürtel des amerikanischen Mittelmeeres von Florida bis nach Kalifornien hinüber beweist also, daß sich hier der Amerikanismus weite Gebiete angeeignet hat, die er zwar ausbeutet, an deren Entwicklung ihm aber gar nichts lag. Im Westen ist an dem spanisch-mexikanischen, im Osten an dem negerisch-plantagenhaften Charakter der Gebiete nicht nur nichts verändert oder verbessert worden, es ist auch sehr die Frage, ob die Länder nicht in ihrer alten Form viel besser gefahren wären. Für die Südstaaten, die bis zum Bürgerkriege ihre Baumwolle gegen Verbrauchsgüter aus Europa tauschten und einen großzügigen edelmännischen Lebensstil gleichmäßig entwickelten, darf man das getrost behaupten.

*

Überschaut man nun heute den ganzen Bereich des amerikanischen Mittelmeeres, so ist festzustellen, daß die Restbestände politischer Unabhängigkeit oder kolonialer Beziehungen zu europäischen Staaten bis auf einige Vordergrundkulissen anscheinend endgültig verschwunden sind. Im einzelnen sei auf die vorzügliche Übersicht „Der karibische Bereich, Kulturen und Geschichte“ von Hans v. Becker in Heft 4/5 dieses Jahrgangs und auf die noch heute im vollsten Maße aktuelle Darstellung „Die Mittelmeere als geopolitische Kraftfelder“ von Hermann Lautensach in „Bausteine zur Geopolitik“, Kurt Vowinkel Verlag

1) Vgl. den historisch zutreffend schildernden Roman „Vom Winde verweht“ der Marg. Mitchell.

1928, verwiesen. Welche der Staaten zwischen Kolumbien und Kalifornien sich heute wenigstens noch ein wenig freien politischen Willen erhalten haben, läßt sich bei der Spärlichkeit zuverlässiger Nachrichten kaum entscheiden. Im wesentlichen werden die von Lautensach sogar im Kartenbild wiedergegebenen verschiedenen Grade der Abhängigkeit der Staaten um das amerikanische Mittelmeer von den USA. noch heute zutreffen. Die englischen, französischen, holländischen Besitzungen allerdings sind nun alle so oder so in amerikanische Hand gegliitten. Die Amerikaner als Erben des Britischen Weltreiches treten auch das Erbe britischer Methoden an. Aus den Staaten um das amerikanische Mittelmeer werden Kolonien, Pachtgebiete, Vasallenstaaten im Stile indischer Fürstentümer, Ägyptens oder auch Neufundlands. Der ganze amerikanische Mittelmeerbereich ist us-amerikanischer Hoheitsbereich geworden; wo auf dem Papier noch Selbständigkeiten bestehen, bilden sie nur noch Fassade. Und das südliche Vorfeld dieser Einflußnahme dehnt sich bereits bis zum Kap Horn hinunter, mag sich Chile auch noch so zögernd dem amerikanischen Druck gefügt haben. Allein Argentinien wahrst sich freie Entschlüsse und beweist damit als einzige Macht beider Amerikas neben den USA., daß es das Zeug zur Großmacht und Weltpolitik in sich trägt.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß ebenso wie die USA. nicht imstande sind, der Wirtschaft der südamerikanischen Länder eine echte, gesunde Ergänzung zu bieten (dazu ist nur Europa imstande), auch die mittelamerikanischen Länder sich in ihrer Wirtschaftsstruktur nach den Interessen und Wünschen der USA. richten müssen (vgl. „Südamerika unter dem Einfluß des zweiten Weltkrieges“ von Alfredo Hartwig, Heft 4/5 dieses Jahrgangs). Erweist sich der Amerikanismus schon in solchen Staaten wie Arizona oder Mississippi als raumfremd, so ist er es weiter im Süden um so mehr, denn auch dort kommt es den Vereinigten Staaten nicht auf das wahre Wohlergehen dieser Länder an, sondern darauf, ihre Reichtümer nach New York, Boston und Baltimore abzuleiten. Es lockt das Öl in Mexiko und Venezuela, der Zucker auf Kuba, die Bananen in Honduras und anderes. Vor allem verstärken die USA. in wacher, nervöser Besorgnis ihre Kontrolle über die östlichen und westlichen Zugänge zu ihrem Mittelmeer, denn wichtiger noch als die Beherrschung der Randländer ist für die USA. in ihrem großen gegenwärtigen Zweifrontenkriege die unbeschränkte Herrschaft über die Gewässer selbst. Es bedeutete einen schweren Schock für den amerikanischen Mittelmeergedanken, als deutsche U-Boote in den Golf und die Karibische See eindringen und Schiffe versenken.

Mittelmeere bilden nur für den ein Element weitgespannter Herrschaft, der ihre Ausgänge und die freie Durchfahrt beherrscht. Von den drei Mittelmeeren der Erde bietet allein das asiatische ein klares Bild; dort herrschen die Japaner, und es sollte den Gegnern schwerfallen, sie wieder zu vertreiben. Die beiden Ausgänge des europäischen Mittelmeeres stehen unter angloamerikanischer Kontrolle, doch ist die Durchfahrt keineswegs frei. Zwar ist der Südrand im Augenblick angloamerikanisch, im Osten wie im Westen schirmen jedoch die Türkei und Spanien Europa ab.

Im amerikanischen Mittelmeer scheint alles zugunsten der USA. zu stehen. Die deutschen U-Boote vor Curaçao und vor der Mississippimündung bildeten eine Warnung und einen Hinweis darauf, daß dieses Mittelmeer im Osten zu viele, im Westen aber zu wenige Ausgänge aufweist, denn der vielberufene Nicaraguakanal ist noch weit im Felde. Der Panamakanal aber ist eine schmale, überaus empfindliche Wasserstraße. Er ist viel verletzlicher als der Suezkanal, der ganz ohne Schleusen auskommt und im wesentlichen durch ebenes Gelände führt. Im Panamakanal müssen je drei große Schleusen auf der atlantischen und auf der pazifischen Seite den Scheitelwasserspiegel auf 26 Meter über Meereshöhe halten. Am Durchstich durch das unsichere Culebragebirge besteht schon in friedlichen Zeiten die ständige Gefahr schwerer Erdbeben. Eine Zerstörung der Schleusen oder eine Verschüttung des Culebradurchstichs würde den Kanal für lange Zeit lahmlegen, womit das Mittelmeer zu einer Mausefalle werden könnte. Die Folgen für die amerikanische Zwei-Ozeanstrategie und für die amerikanische Kriegswirtschaft wären unabsehbar. Dem Panamakanal lagert sich im Westen nicht wie in seinem Osten ein schützender Insel-schleier vor —.

Japanische U-Kreuzer (die auch Flugzeuge spezieller Bauart tragen können) sind von Japan nach südfranzösischen Häfen gefahren. Das ist annähernd doppelt so weit wie von Japan nach Panama. Eine Luftwaffe, deren Piloten sich mit der ganzen Bombenlast in die Ziele stürzen, um sie nicht zu verfehlen, wie in Pearl Harbour, Soldaten eines Heeres, die lieber bis auf den letzten Mann fallen oder sich selbst entleiben, wie auf Attu, sind zu unwahrscheinlichen, scheinbar unmöglichen Leistungen fähig.

Der Panamakanal stellt vielleicht die Achillesferse der amerikanischen Gesamtstrategie dar. Wenn die Amerikaner Golf und Karibische See sagen, so meinen sie Panama. Das amerikanische Mittelmeer liegt nur scheinbar weitab vom Kriegsgeschehen; ein einziger harter Schlag gegen seine Pulsader könnte dem Krieg insbesondere im Pazifik ein anderes Gesicht geben.

Dieser Krieg ist nicht am Ende; er enthält noch viele ungeahnte Möglichkeiten. Die Waffen entscheiden; sie dienen dem Kühnen.

KARL HAUSHOFER Eurafrasias Atlantikfront

(Gegenstrophe zu A. E. Johann: „Rolle des amerikanischen Mittelmeeres“)

Wer nicht entweder die wuchtigen Kartenbilder der „Geographie des Atlantischen Ozeans“ von Gerhard Schott in die Hand nimmt oder — wenn er auf Feldpostgewicht angewiesen ist — die Neuauflage von Wulf Siewert „Der Atlantik. Geopolitik eines Weltmeers“, der gerät leicht in Versuchung, über der Befriedigung wegen Europas atlantischer Wehrküste ins Kleinstmögliche zu verfallen.

Denn die vorspringende Wölbung der Atlantikfront Eurafrias als Ganzes ist von den USA. aus ganz richtig in der Gegend von Dakar erkannt worden. Könnten wir die Schlagzeile von der „Bedrohung der Westhemisphäre“ ernst nehmen, so würde diese sich gegen den einspringenden Winkel und die Wespentaille der beiden Amerika im amerikanischen Mittelmeer oder den Angriffsvorsprung Brasiliens wenden, innerhalb der seltsam gewundenen Figur des „ziemlich schmalen Ozeans“, durch den sich Amerika nur von Afrika als „einer Bedrohung“ getrennt fühlt.

Damit hat die USA.-Schlagzeilenprägung freilich dem spanisch redenden Teil der Atlantikumrahmung ein von „El Español“ (Madrid) aufgegriffenes Schlagwort geliefert, aus dem erklärt wird, daß sich niemand wundern dürfe, wenn angesichts dieser Prägung durch die USA. „Spanien, das nicht durch einen verhältnismäßig schmalen Atlantischen Ozean von Afrika getrennt sei, eine Ausweitung seines marokkanischen Gebietes als unbedingt notwendig für seine Sicherheit erachte“. Diese ist auf Kosten Frankreichs gedacht und zeigt, wie weit die Erschütterungsfugen der britisch-us. amerikanischen Nordafrikaüberflutung in die Eurafrikafront hineinklaffen.

„Auf den Seestraßen des Atlantik aber“ — meinte man in England — „liefern die lauernen U-Boote die Vorpostengefechte für Afrika, das Mittelmeer und die deutschen Heere in Rußland“, während „England nicht nur die ungeheure Aufgabe habe, für die Verpflegung und Waffnung des mittleren Ostens zu sorgen“, sondern auch „starke Beunruhigung über die Lage der Inder in Südafrika infolge neuester Maßregeln der mehr und mehr nach den USA. gravitierenden Smutsregierung“ empfindet.

Das zeigt doch, wie sehr die lange, scheinbar mit soviel Siegesgewißheit von Kapstadt bis Tanger usurpierte Front innerer Bruchsischerheit und Standfestigkeit ermangelt.

Über 15 000 km — fast das Zehnfache unserer Ostfront! — sind aber eine sehr ausgedehnte wehrgeopolitische Angelegenheit bei solcher Brüchigkeit des Vorfeldes und Hinterlandes und solchen Verwerfungen im Gefüge, wie sie immerhin der dreifache französische Kolonial-

wettbewerb zwischen Vichy, Giraud und de Gaulle mit jeweiligen Hintermännern bedeuten. Auch der bestimmt ausgesprochene Wille der beiden iberischen Altkolonialmächte, Spanien und Portugal, außerhalb des Räuberspiels zu bleiben, offenbart nicht weniger als acht Verwerfungsspaltenzüge —, ganz abgesehen von der immerhin befestigten Europafront vom Nordkap bis zur Biskaya, mit dem lange festgehaltenen Binnenriegel zwischen West- und Ostbecken des Mittelmeers und dessen ganzer Nordfront.

Eine so beschaffene Front würde auf dem Schachbrett zu großer Vorsicht der um sie Ringenden mahnen! Jedenfalls fahren die ozeanischen Bestandteile der Achsenmächte rudelweise mit größerer Bewegungsfreiheit zwischen ihr, der Gegenküste, vom San Lorenzo, dem amerikanischen Mittelmeer bis zu Brasiliens Küsten umher als die kontinentalen, von der Sowjetunion so ungestüm zur zweiten Front geforderten Bestandteile Großbritanniens und US.Amerikas in Europa. In Afrika freilich steht es anders. Dort ist die USA.-Verkehrsdurchdringung weit vorgeschritten. Aber diese — man fühlt sich fast versucht zu sagen „pénétration pacifique“ der USA., während Briten und Sowjets von ihnen als Blutspender verwendet werden — macht mehr den Eindruck, als ob sie auf späteres Herausziehen von Rohstoffen und Beerben französischer, italienischer und britischer Kolonialmethoden angelegt sei als auf Einsatz eigenen Blutes.

Um jeden Verdacht zu meiden, als ob deutsche Geopolitik in dieser Frage pro domo spräche, bedient sie sich für rein kartographische Betrachtung und Zahlenwertung, obwohl deutsche Quellen genug vorlägen, das gewiß damals verdachtfreien Buches von Roberto Almagià: „Gli Oceani“ (Turin 1934) und für die Beurteilung der Akklimatisationsfähigkeit der Weißen in Afrika des gerade zur rechten Zeit erschienenen Berichts von Arturo Giarola („Impero Italiano“) in „Rassegna sociale dell'Africa Italiana“ (Nr. 1/1943, S. 53). Daraus könnten sich auch die USA. Mögliches und Unmögliches herauslesen, wenn es ihnen gegeben wäre, fremde Erfahrung zu nützen, ehe sie den eigenen Kopf angerannt haben.

Der scharf beobachtende Sohn der mediterranen Rasse mit den zweifellos größten praktischen Siedlungserfolgen auf afrikanischer Erde rechnet uns vor, daß von den 29,8 Mill. qkm Afrikas 77% den Tropen, 17% der nördlichen und 5,4% der südlichen Subtropenzone angehören.

In diesem Raum schwankt die Zahl der Weißen, je nachdem man ihre Grenzen zieht, zwischen 3 und 4,3 Millionen, von denen je nachdem nur 300 000 oder 421 000 in den eigentlichen Tropen wohnen, bei einer Gesamtbevölkerung des schwarzen Erdteils von 160,8 Millionen mit einer Volksdichte von 5,4 je qkm in jedoch sehr ungleicher Verteilung.

Das bedeutet günstigstenfalls ein Verhältnis von 97,4% Farbigen zu 2,6% Weißen — vier auf Tausend in den Tropen! An Verdichtungsmöglichkeit gestehen die italienischen Quellen etwa 30 Millionen weißer Rasse zu, an verschiedenste Voraussetzungen geknüpft, deren Würdigung wir der nächsten Gegenstrophe zu A. E. Johann in der Erinnerung an sein Buch: „Groß ist Afrika!“ überlassen möchten. Wir denken dabei an eine Dynamik Afrikas in fremder und autochthoner Hand. Das wäre also ein Vorblick auf die den Achsenmächten ungünstigste, den Räubern der See und der Steppe günstigste Lösung des Einbruchs aus der Westhemisphäre in die Eurafrikafront.

Er ist von einem Rückblick auf die Rolle des amerikanischen Mittelmeers dabei unzertrennlich; und unsere Leser erkennen mühelos, wie dieser geopolitische Versuch einer Diskussion zu zweien sie zunächst einmal in großzügiger Überschau rings um den Erdball führt.

Dabei sind aber die 4000 km rein atlantischer iberischer Außenfront — wichtigste Teile darunter! — unberücksichtigt geblieben. Die ganze nasse Front des gegenüberliegenden amerikanischen Mittelmeers umfaßt ozeanwärts nur 3000 km; fast ebensoviel besitzt das sich — wie Spanien und Portugal — aus der mêlée haltende Argentinien. Nicht viel länger ist der einzige aktiv die Feindseligkeiten vorwärts tragende nordamerikanische Küstenanteil, dem sein Mittelmeer als Hexenkessel dient, während ihm die Abwehrfront Europas gerüstet wie nie mit mehr als 4000 km gegenübersteht. — Zirkel, Maß und Zahl, echt geographische Werkzeuge, führen oft Machtträume auf erdgebene Wirklichkeiten zurück. So auch die der USA.!

Der Sinn des gegenwärtigen Krieges

Im gegenwärtigen Krieg rollen Wellen, die einst von Europa auszulaufen begannen, von den fernen Horizonten gegen den Ausgangsort zurück, nachdem sie alles Gebiet, über das sie liefen, in Erregung versetzten. Daher steht, historisch betrachtet jedenfalls, Europa im Mittelpunkt der Kämpfe.

Welchem von den beiden jetzigen Hauptkriegsschauplätzen, dem großeuropäischen und dem großasiatischen, die größere Bedeutung zukommt, wird die Zukunft lehren. Zunächst ballen sich auf dem großeuropäischen Schauplatz noch die größeren Energien.

Die Wellen, von denen die Rede war, sind zweierlei Art: Wellen der Macht und Wellen des Geistes. Das Zeitalter der Entdeckungen um 1500 sah das Anrollen der Wellen europäischer Herrschaft um den Erdball. Immer wieder erfolgten neue Wellen, die letzten waren die Aufteilung Afrikas und der Versuch der Aufteilung Ostasiens gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Aber hier stockte der Prozeß: Der Rücklauf begann. Ostasien zuerst lernte, die Wellen aufzufangen und zurückzuschicken.

Die geistigen Wellen hatten zu ihrem Inhalt zunächst das Christentum und die Güter europäischer Bildung, dann aber die europäisch-neuzeitlichen Formungen gesellschaftlicher und politischer Ideale: Lehren vom Wert der Persönlichkeit und ihrer Behauptung im Staat, Lehren von der Gemeinschaft, dem Volk und seiner Befreiung vom absolutistischen wie auch vom Druck fremder Mächte, Lehren von freiheitlichen Regierungsformen, Lehren von der Befreiung der arbeitenden Menschen von sozialem und wirtschaftlichem Druck anderer Gesellschaftsklassen. Diese einander oft widerstreitenden liberalistischen, nationalistischen, demokratischen und sozialistischen Lehren enthielten aber sämtlich Gedanken der Befreiung von Menschen und Völkern und damit Momente des Aufstandes gegen herrschende Zustände innerhalb der einzelnen Staaten, ebenso gegen Systeme der Unterdrückung einzelner Staaten durch andere auf Grund ihrer technischen Überlegenheit. Die modernen Systeme der Beherrschung fremder Völker gingen ursprünglich von Europa aus, und so rollten denn auch diese geistigen Wellen, die besonders seit der Französischen Revolution weckend und herausfordernd um die Erde zu fluten begannen, zuletzt zurück gegen Europa, das sich bereits daran gewöhnt hatte, die Welt zu beherrschen.

Auf was für ein Europa aber trafen sie? Ursprünglich war Europa eine Familie von Völkern. Es gab oft Streit, und sicherlich beeinträchtigten diese Streitigkeiten die Kraft der Verteidigung Gesamteuropas gegen äußere Gefahren. Aber andererseits waren diese Gefahren nicht so schwer, daß die Existenz Europas in Frage gestellt worden wäre. Seit dem 16. und 17. Jahrhundert jedoch trat Europa in einen Prozeß, der es nach Ablauf einiger Jahrhunderte mit Auflösung bedrohte. Im Osten bildete sich auf der großen russischen Ebene ein uneuropäisches Reich, das siedlungs- und machtmäßig nach Asien hineinwuchs und mit Sibirien, Nordostasien, Zentralasien und den Kaukasusländern den weitaus größten geschlossenen Kontinentalblock der Erde darstellte. Das Ostimperium, das sich hier formte, empfing aus der Weite seiner Räume den Trieb ins machtmäßig Grenzenlose, aber die kulturelle Leere der Gebiete, in die es stieß, ließ es zu keinem jener Verschmelzungsvorgänge biologischer und geistiger Art kommen, die für den schöpferischen Gehalt völkisch-kultureller Neubildungen entscheidend sind. Dieses ebenso große wie kulturell relativ leere Gebilde begann, während es im Osten (in Alaska) schon nach Amerika stieß, im Westen gegen das alte Europa wachsenden Druck zu üben.

Etwas Ähnliches geschah auf der anderen Halbkugel. Europäer besiedelten Nord- und Südamerika. Auch hier Riesenräume, vergleichsweise leer und besonders im Norden kulturlos. In Süd- und Mittelamerika gab es ältere Kulturen, die aber mehr überrannt als auf-

genommen wurden. Es fanden zwar auch Kreuzungsvorgänge mit der eingeborenen Bevölkerung statt, aber sie litten an der zu großen Distanz der sich kreuzenden Rassen. Überdies war das tropische Klima im größten Teil Südamerikas für die Entfaltung von etwas wirklich Neuem ungünstig. — Nordamerika dagegen war eine Dublette zu dem neuen eurasischen Reich: ein ähnlich gewaltiger Raum aus Wald und Steppe mit ähnlichem Klima, menschenarm und kulturfern. Auch hier stieß der weiße Pionier ins Leere, räumlich wie kulturell. Das Ergebnis sind — neben dem bisher englischen Kanada — die USA., die sich aus einem dünnen Kolonialeuropa zu einem extensiven Machtgebilde auswuchsen, in dem atemlose Arbeit für den persönlichen Erfolg kulturelle Vertiefung ersetzte und der Glaube an die Bestimmung zur Erdherrschaft die Einordnung in die Gesellschaft der Völker verschmähte.

Diese beiden riesigen Flügelnachbarn des alten Europa sind es nun, die ihr europäisches blutmäßiges oder kulturelles Erbe benutzt haben, um eine äußere technische Zivilisation aufzurichten, die heute machtmäßig zum Stärksten gehört, was es auf der Erde gibt. Aus diesen Machtstaubecken fließen nun die Energien nicht zu dem zwischen ihnen gelegenen Europa zurück, sondern gegen es. Schon haben im Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg die Kämme der gegen Europa von Ost und West zurückflutenden Wellen sich gekreuzt: Bolschewismus und Amerikanismus drohten damals über uns zusammenzuschlagen.

Das ist aber nicht alles. Wäre Europa geeint, so wäre es noch imstande, sich des doppelten Druckes der beiden Flanken zu erwehren. Aber über dem machtmäßigen Hinauswachsen einiger europäischer Reiche über Europa, ihrer kolonialen Erweiterung in anderen Teilen der Welt einerseits und der Erweichung der christlichen Gesamtgrundlage Europas andererseits war eine allmähliche Auflösung der europäischen Familie erfolgt. Diese Auflösung brachte tödliche Gefahren mit sich, als der Druck der Flankennachbarn gegen Europa einsetzte. Denn nun blieb es nicht aus, daß bei Streitigkeiten der europäischen Reiche untereinander einer der streitenden Teile oder beide die Unterstützung einer Flankenmacht anriefen. Diejenige Macht Europas, die sich am weitesten aus der europäischen Völkerstube entfernt hatte, England, brachte es schließlich, um jeden politischen Einfluß Europas zu paralisieren, dahin, beide Flankendruckmächte Europas für ihre Absichten gegen Europa zu interessieren. Und so zog 1914 und 1939 ein Teil der Glieder Europas, verstärkt durch ihre überseeischen Besitzungen in Afrika und Vorder- und Südasien, im Bund mit beiden Flankennachbarn Europas gegen dessen Mitte.

Wie klein erscheint in der Existenzfrage des gestaltenreichsten Teils der Welt der jahrhundertertealte Streit um die Führerschaft in Europa zwischen Deutschland und Frankreich! Sollte Frankreich wirklich vorziehen, ein bloßes Objekt eines fremden Erdteils zu werden, nur weil es nicht mehr der Erste in Europa sein kann?

Jedenfalls hat dieser Krieg mit jedem Jahre deutlicher gezeigt, daß er nicht bloß ein „deutscher Krieg“ ist, wie man den ersten Weltkrieg bei uns manchmal nannte — schon damals zu selbstbewußt und zu bescheiden. Dieser Ausdruck führt vom wahren Verständnis gerade ab, wenn auch die deutsche Macht führend ist. Denn das liegt ja nun am Tage, daß die Voraussetzungen für eine Überwölbung von Gegensätzen durch stärkere Ideen und gemeinsame Gefahren auf ganz Europa zuzutreffen beginnen: Es sind Ideen da, die in allen europäischen Staaten wirksam sind (in Gestalt der sozialen Volkserneuerung), und es sind gemeineuropäische Gefahren da; die Ostfront mit den Abteilungen fast aller europäischen Völker ist dafür ein Symbol. Die beiden Punkte bezeichnen Erlebnisse, wie sie Europa seit dem Mittelalter mit seiner Kirchlichkeit und seit den Türkenkriegen nicht mehr gehabt hat. Sie deuten die Möglichkeit einer Änderung des Wesens der europäischen Staatlichkeit aus einem unorganisierten Staatenhaufen zu einer lebendigen Staatengemeinschaft an.

Werfen wir von diesem Kriegsschauplatz einen Blick auf den ostasiatischen, so fällt die außerordentliche Parallelität der Verhältnisse auf. Auch dort ein alter Kulturkreis: die chinesisch-japanisch-hinterindische Kultur auf der gemeinsamen buddhistischen Grundlage. Auch dort ein Rangstreit innerhalb des großen Völkerkonzerns dieser Kultur. Auch dort der Druck zweier riesiger Flankengebilde, derselben wie im Fall Europas: der USA. und Eurasiens; beide raumfremd und kulturfremd, in reiner Überwältigungs- und Ausbeutungsaktion gegen das alte, zum Teil viel kulturstärkere Ostasien begriffen. Auch hier einer der

Rivalen im Bunde mit den beiden großen Gegnern sowie auch dem dritten, dem englischen Empire, das gegenüber Ostasien eine ähnliche Politik verfolgte wie gegen Europa.

Noch eines ist den beiden Hauptkampfgebieten gemein: Dort wie hier sind jüngere Kräfte aufgebrochen, die aus der geistigen Wellenbewegung hervorgegangen sind. Diese Kräfte wollen der alten und gesellschaftlich überalterten Kultur neue Grundlage und Richtung geben. Wie der größte Teil Europas davon erfaßt ist, so auch in verschiedenen Formen Ostasien, China mit seiner Kuomintang-Bewegung so gut wie Japan mit seiner das ganze Volk erfassenden autoritär-volkhaften Sammlungsbewegung unter dem Kaisergedanken. Es sind völkische Erneuerungsbewegungen, die über der bloß völkischen Nationalidee des 19. Jhs. zugleich die Vision des größeren Kulturraums erleben und nun die gesellschaftliche und machtmäßige Ausgestaltung dieses größeren Kulturraums in die Hand nehmen.

Welches ist nach alledem der Sinn des gegenwärtigen Krieges? Versuchen wir ihn in einige Fragen und Antworten zerlegt aufzufassen:

1. Hat ein aus Abenteuerlust, Zähigkeit, Herrschbegabung und Gunst der geographischen und historischen Lage hervorgegangenes künstliches Gebilde wie das englische Weltreich, das sich zum monarchischen Genuß der Erde niederzusetzen dachte und jeder eigenwüchsigen Macht entgegentrat, den Ausweis des Weltgeistes für sein Dasein oder wird es fallen? Der bisherige Kriegsverlauf hat die Antwort gegeben: Es fällt bereits. Es fällt — ungeachtet des Ausgangs des Krieges. Falls Deutschland die Oberhand behält, muß England sich bequemen, eine europäische Macht wirklich zu werden oder überhaupt keine europäische Macht mehr zu sein. Im Fall eines durchschlagenden amerikanischen Sieges würde England zu einem „Vorfeldland“ oder „Weltraumland“ der USA. werden. Im Fall einer sowjetischen Oberhand würde Englands europäische und wohl auch asiatische Rolle ausgespielt sein. Der Sinn des Krieges an diesem Punkt ist also, daß die durch die moderne Technik höchstgetriebene Vernachlässigung der großen kontinentalen Machtgebilde der Erde das künstliche Monopolprodukt eines Jahrhunderts zu zerdrücken beginnt. Aber was tritt an seine Stelle?

2. In der ersten Reihe der Kämpfer dieses Krieges stehen — von England jetzt abgesehen — zweimal zwei Machtgruppen. Zwei von ihnen sind extensiv-expansionistisch mit Weltbeherrschungstendenz: die USA. und die Sowjetunion. Die zwei anderen beanspruchen nur, als Vormächte des geographisch-historisch-kulturellen Sonderraumes, dem sie angehören, anerkannt zu werden: die „Achse“ für Europa, Japan für Großostasien. Zwei Sonderraumansprüche kämpfen also mit zwei Weltraumansprüchen um das placet des Weltgeistes. In diesem Verhältnis zweier Gruppen liegt aber ein Dreiecksverhältnis verborgen. Denn während die beiden Vertreter gesonderter Großräume keine Berührungspunkte und keine Reibungsflächen haben und es ihnen möglich sein wird, etwa entstehende auszuschalten, handelt es sich bei den zwei Vertretern des Erdbeherrschungswillens um scharf entgegengesetzte, einander ausschließende Tendenzen. Die Sowjetunion und Amerika scheinen wohl geographisch völlig geschieden und sind doch tödliche Rivalen. Beide möchten die Erde in sich verwandeln. Die USA. könnten den Sowjets nicht einmal die Gesamtmasse Asiens überlassen, geschweige denn Europa und Afrika. Die Sowjets könnten die USA. nicht einmal in ihren amerikanischen Gebieten in Ruhe lassen. Die zwei Prätendenten der Erdherrschaft kämpfen also, während sie gemeinsam Europa und Ostasien niederzuwerfen trachten, auch gegeneinander, und das würde von dem Augenblick an offenbar werden, in dem es ihnen gelänge, über ihre Gegner zu siegen. Dann würden sie den Kampf gegeneinander beginnen, und sie würden die letzte Begrenzung ihrer Machtansprüche (nämlich die gegenseitige) ebenso und vielleicht noch glühender zu beseitigen wünschen wie die früheren Hemmnisse. Sie würden an der Spitze ihrer Völkerklintel den ersten Kampf um die Verwirklichung der reinen Erdeinherrschaft miteinander beginnen, den Kampf um Raum, Rohstoffe, Macht und Lebensstil. Sie würden alles auf diese Karte setzen.

Der Sinn des Krieges ist also, daß er die Frage anschnidet: Gliederung oder Unterwerfung der Welt. Gliederung bedeutet zweierlei: einmal Zusammenfassung schon gegliederter Kulturräume, wie Europa und Ostasien, zu höheren politischen Gemeinschaften, zum andern Schutz dieser und damit aller großen Kulturräume auf der Erde vor Unter-

werfung unter wirtschaftliche Ausbeutung, kulturelle Überfremdung und politische Überwältigung. Aber was für kulturelle Energien stehen hinter dieser Alternative?

3. Die zwei Machtgruppen mit Sonderraumsanspruch sind auf dem Boden alter Kulturen entstanden, hier der europäischen, dort der ostasiatischen, also der beiden ältesten noch lebendigen und zugleich des Selbstschutzes fähigen Kulturräume der Welt von so intensivem Charakter wie ihn Kulturen auf der Erde nur haben können.

Die beiden Vertreter des Erdraumsanspruchs dagegen stehen nicht auf alten Kulturen. So raumstark sie sind, so relativ kulturschwach sind sie — trotz hervorragender Einzelbegabungen und Einzelleistungen. Bei relativer Kulturschwäche sind sie jedoch technisch-kapitalistisch so überzüchtet, daß sie glauben, durch die Verbindung von Raum, Zahl und Technik die Schale zu ihren Gunsten zu Boden drücken zu können. Eine eigene Hochkultur haben sie im Grunde noch gar nicht ausgebildet; der übermäßig selbstkritische Charakter ihrer höheren literarischen Produktion, der früheren russischen wie der neueren amerikanischen, ist wohl dafür symptomatisch. Die USA. haben sich von der alteuropäischen Kultur immer mehr entfernt; die Sowjets haben die einfache, aber in ihrer magisch-mystischen Art tiefe altrussische Kultur brünstig verneint und zertrümmert. Beide kämpfen um die Herrschaft über die Erde, ohne eigentlich eine eigene Hochkultur zu besitzen! Das ist eine Bedrohung aller älteren Kulturen.

Denn welche Voraussetzungen brächten sie mit? Alle Hochkultur seit 3000 Jahren beruht auf Grundideen von Mensch, Welt und Überwelt. In der Sowjetunion und den USA. sieht man keine Entfaltung solcher Keime einer Hochkultur. Dort jagt die Utopie mit Technik und Terror daher, dort hatte schon unter dem Zarismus die Nachfolge Europas mehr Unheil als Heil gebracht; hier brennt hochgradiger Erwerbsindividualismus in Seelen mit Herdeninstinkt. Es sind Triebkräfte und Formen, aber keine Inhalte. Es treibt sie nach außen, nicht nach innen. Dem Weltbeherrschungstrieb entspricht kein Welterfüllungsinhalt. Ist es nicht, als ob der Geist der Steppe, die in der Geschichte stets die Hochkulturen überfiel und aussaugte, noch in diesen Riesenräumen lebendig wäre?

Wenn aber neue Gehalte auf jenem Boden überhaupt möglich sind, werden sie um so schneller hervorgebracht, wenn der Krieg dahin führt, die leere Expansion der beiden Riesen-territorien niederzuschlagen. Dann würde die Erde zwei ägyptische Plagen los: den „Bolschewismus“ und den „Amerikanismus“, die abseitigsten Ausdrucksformen der kapitalistischen Bourgeoisie und des sozialistischen Proletariats, wie sie das 19. Jh. erzeugte.

Und die zwei anderen Gruppen? Auch Europa und Asien stehen seit langem in einer Krisis, hier infolge des Bruderkampfes der unserer Kultur zugrunde liegenden heterogenen Elemente, dort in Ostasien infolge des Zusammenstoßes mit den fremden, abendländischen Elementen. Aber beide Kulturräume verneinen ihre Vergangenheit nicht (wie Amerika die europäische, Sowjetrußland die altrussische); sie wollen sie vielmehr fortsetzen. Deshalb treffen sie die Wahl dessen, was erhalten, was erneuert, was ersetzt werden soll. Was sich an Umbau bei ihnen vollzieht, ist — auch wo es den Namen Revolution führt — kein bloßer Umsturz, sondern Umbau zum Zwecke des Schutzes der durch gewisse Auflösungserscheinungen bedrohten Substanz. Wir sind nicht so töricht, zu meinen, daß dieser Kulturumbau gefahrlos sei und daß die unvermeidliche Technik nicht auch uns mit Nivellierung, Entseelung, Entindividualisierung bedrohe. Es kommt nur darauf an, daß wir schöpferisch genug bleiben, um Abwehrkräfte gegen solche Gefahren zu entwickeln.

Der Krieg wird entscheiden, ob die alten Kulturräume die Chance ihrer Zukunft haben und damit auch für große Teile der übrigen Welt, vielleicht sogar die ihrer jetzigen Gegner, oder ob den neuen, dem Wald und der Steppe abgerungenen Räumen, dem merkwürdigen Bund der Steppe von gestern mit dem Hochkapitalismus von heute, die Zukunft gehört. Ob die revolutionäre Weltunruhe, in der wir seit langem leben, zur Ruhe gebracht werden soll in einer Weltunterwerfung unter Mächte, die einen kulturellen Leerlauf oder Irrweg verkörpern, oder in einer Weltgliederung, in der alle organischen Kulturkräfte zu ihrem Recht und zum Austausch miteinander gelangen können.

4. Aus diesen Betrachtungen folgt zweierlei: Einmal, daß das britische Reich keine eigene welthistorische Rolle mehr spielt; denn obwohl zum alteuropäischen Kulturbereich gehörig

und (trotz allem) bis in die neueste Zeit geistig darin tätig, kämpft es nur für die Machterhöhung des uneuropäischen, kulturell noch unbestimmten Amerika, ja womöglich der eurasiatischen Sowjetunion. Zum andern werfen die Betrachtungen ein Licht auf die Stellung des Judentums in diesem Krieg. Es steht als führende Macht ganz im Lager der extensiven Weltbeherrschungstendenzen, gleichviel ob unter kommunistischem oder überkapitalistischem Vorzeichen, also im Lager derer, die die Erde möglichst einheitlicher Herrschaft, Ausbeutung und Lebensart unterwerfen wollen, gegen den Willen zu Kulturraum und Volkstum.

5. Der Krieg ist auch ein neuer Appell an die Völker Südamerikas und die des ältesten Hochkulturbereichs der Erde von Ägypten und Griechenland bis Indien und Turkestan. Er hält Musterung ab über Kreolen, Mestizen und Indianer, ob sie Freie oder Diener sein wollen. Und er klopft an die Tür jener vorderasiatischen und indischen Völker, ob sie imstande sind, den Bann des Schlafs der Jahrhunderte zu brechen. Vielleicht enthält dieser Appell die Frage, ob die moderne Technik, jene Erfindung der Völker der gemäßigten Zone, die Völker der heißen Zone überhaupt innerlich erreicht oder für diese eine zu schwere Waffe ist, die sie deshalb aus dem aktiven Lebenskampf ausscheiden und zurücktreten läßt, bis die hellen nördlichen Völker ihren Schicksalskampf ausgekämpft haben.

Niemand kann das Schicksal ergründen. Man kann es in der Geschichte walten sehen und als Zukunft in sich rauschen hören. Diesem Rauschen kann man glauben und dafür leben. Alle Geschichte ist geglaubtes Schicksal.

HANS ROSENBERG

Luftpolitischer Kriegsschauplatz Afrika

Zur Vorgeschichte der Rooseveltischen Afrika-Invasion

Am 10. November 1941, fast auf den Tag ein Jahr vor dem militärischen USA.-Einfall in Französisch-Nordafrika, startete im New Yorker Seeflughafen das erste „Pan American Airways“-Flugboot der neuen Route New York—Miami—Trinidad—Natal—Monrovia—Lagos—Léopoldville. Es trug den vielsagenden Namen „Cape Town Clipper“. Ein Flugbootname wurde Symbol dafür, daß Afrika zu einem luftpolitischen Kriegsschauplatz besonderer Ordnung geworden war.

Das luftpolitische Gesicht wohl keines Erdteils hat sich im Laufe der knapp vier Kriegsjahre 1939—1943 so grundlegend gewandelt wie dasjenige Afrikas. Dem Zerfall des entscheidenden britischen Reichs-Luftwegs England—Ägypten—Indien—Australien im australasiatischen Raum¹⁾, der Verlagerung des süd- und mittelamerikanischen luftpolitischen Systems nach Washington hin als Folge des USA.-Luftimperialismus und dem einzigartigen, unter großdeutscher Führung stehenden Kriegs-Luftverkehr innerhalb der „Festung Europa“ stand im afrikanischen Raum ein luftpolitischer Entwicklungsprozeß von wahrhaft globalen Ausmaßen gegenüber: die vollkommene Lähmung und schrittweise Verdrängung — gesteigert bis zur völligen Auflösung — des ehemals vorherrschenden britischen „African Air Empire“ durch ein Stützpunkt- und Flugstreckensystem der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dessen letzter Sinn ist nicht die luftpolitische Durchdringung und Besitzergreifung von Afrika allein, sondern die USA.-Luft Herrschaft über den Erdball. Die militärische USA.-Invasion nach Französisch-Nordafrika vom November 1942 erwies das fast zwei Jahre währende Vordringen der angeblich rein zivilen USA.-Verkehrsluftfahrt in Afrika — schlecht getarnt durch die Gesellschaft „Pan American Airways“ (PAA.) — als nackte Machtpolitik und Erbschleicherei gegenüber dem wankenden Empire und als Vorbereitung eines afrikanischen Imperiums der USA.

1) Siehe „Empire-Luftstraße in Trümmern“, Z. f. G., 1942, S. 458.

Erst auf dem Hintergrund der luftpolitischen Situation des schwarzen Erdteils bis zum Ausbruch des „englischen Krieges“ erhält der Entwicklungsprozeß der Zeitspanne 1939 bis 1943 sein volles Gewicht. Im Gesamtnetz des Weltluftverkehrs vom Sommer 1939 hing das afrikanische luftpolitische System nach zwei Richtungen hin mit den Streckennetzen der anderen Erdteile zusammen: im Norden in voller Breite mit dem hochentwickelten europäischen Luftverkehr (Ägypten—Griechenland, Tripolitanien—Italien, Algerien—Frankreich, Marokko—Spanien) und mit der Großluftstraße Europa—Ägypten—Mittelosten—Indien—Ostasien bzw. Australien, im Nordwesten mit dem Luftverkehr Süd- und Mittelamerikas durch den Luftweg Europa—Westafrika—Südamerika (Deutsche Lufthansa, Air France). Entsprechend dem Charakter Afrikas als Kolonialland europäischer Mächte ohne nennenswerte eigene Staatenbildung, war sein luftpolitisches Gesicht bestimmt durch die großen „Hochstraßen der Luft“ von den europäischen Mutterländern zu ihren afrikanischen Besitzungen und durch die anhängenden innerafrikanischen Kolonialflugnetze. Den großartigen Rahmen gleichsam zu dem britischen „African Air Empire“ stellten in der Hauptsache dar:

1. Die italienische „Linea dell'Impero“ der „Ala Littoria“ Rom—Syrakus—Bengasi—Kairo—Khartoum—Asmara—Addis Abeba (6352 km in 3 Flugtagen).
2. Der belgische Kongo-Flugdienst der „Sabena“ Brüssel—Marseille—Algier—Reggan—Niaméy—Fort Lamy—Bangui—Libenge—Léopoldville (8255 km in 4 Flugtagen) mit der Abzweigung Libenge—Stanleyville—Elisabethville (ab Brüssel 9524 km in 5 Flugtagen).
3. Der bis zur südlichen Kongolinie fast gleichlaufende französische Madagaskar-Flugdienst der „Régie Air Afrique“ Paris—Marseille—Algier—Elisabethville—Broken Hill—Mozambique—Tananarive (12 563 km in 7 Flugtagen).
4. Die ganz Westafrika umrundenden französischen Küstenstrecken der „Air France“ Paris—Toulouse—Barcelosa—Oran—Casablanca—Dakar (4933 km in 2 Flugtagen) und der „Aéromaritime“ Dakar—Conakry—Monrovia—Abidjan—Accra—Cotonou—Duala—Libreville—Port Gentil—Pointe Noire (4906 km in 3 Flugtagen).

Ergänzend wirkten zahlreiche Anschlußstrecken und Querverbindungen, namentlich innerhalb des französischen Kolonialbesitzes in West- und Nordafrika und innerhalb Italienisch-Ostafrikas. Die Westafrika vorgelagerten Inselgruppen und die am weitesten westlich vorstoßenden Festlandpunkte (Bathurst, Dakar) waren Zwischen- und Absprunghäfen für den deutschen und französischen Südamerika-Flugdienst.

Die Entwicklung des britischen „African Air Empire“, nach der Empire-Luftstraße England—Indien—Australien das bedeutendste luftpolitische Teilsystem im britischen Reichsflugliniennetz, hat folgende Etappen: Am 28. Februar 1931, zwei Jahre nach der Inbetriebnahme des Indien-Flugdienstes, eröffnete die Einheitsluftverkehrsgesellschaft „Imperial Airways Ltd.“ (IAL) einen Planverkehr London—Kairo—Muansa (am Südufer des Viktoriassees im früheren Deutsch-Ostafrika), der ab 20. Januar 1932 für Post, ab 27. April 1932 auch für Fluggäste bis Kapstadt ausgedehnt wurde. Damit war die Kairo—Kap-Route, ausschließlich über Gebiete unter britischem Einfluß verlaufend, geschaffen. Die mit Landflugzeugen betriebene Strecke verlief südlich des Viktoriassees über Moshi—Dodoma—Mbeya—Mpika—Broken Hill—Salisbury—Bulawayo—Pietersburg—Johannesburg—Kimberley nach Kapstadt. In den Folgejahren wuchsen dieser Grundroute die Streckennetze mehrerer kleiner, den IAL mehr oder weniger angegliederter Gesellschaften zu: „Wilson Airways Ltd.“ (Nairobi) — übrigens die einzige von einer Frau gegründete und geleitete Luftverkehrsgesellschaft der Erde —, „Rhodesian and Nyasaland Airways Ltd.“ (Salisbury) und „Elders Colonial Airways Ltd.“ (Lagos). Höchst bemerkenswert war die starke luftpolitische Aktivität und Selbständigkeit der Südafrikanischen Union, repräsentiert durch die „South African Airways Ltd.“ (Johannesburg), die fast ausschließlich mit deutschen Junkers-Verkehrsflugzeugen arbeitete. Sie drängte den britischen Reichsflugdienst aus der Union heraus, ließ ihn ab 24. März 1936 bereits in Johannesburg enden und flog den Abschnitt Johannesburg—Kapstadt selbst. Seit dem 19. Februar 1936 bestand eine von den IAL selbst betriebene Abzweigung Khartoum—Fort Lamy—Kano (Nigeria), die ab 15. Oktober 1936 bis Lagos verlängert wurde. Am 13. Oktober 1937 kam der Abschnitt Lagos—Accra („Elders Colonial Airways Ltd.“) hinzu. Die bis 1939 bis Takoradi (Goldküste) weitergeführte Strecke stand vor Kriegsausbruch vor



der Verbindung mit dem Bathurst-Freetown-Flugdienst der „Elders Colonial Airways Ltd.“. Der ausschließlich politisch zu wertende Umbau (1937–1939) des britischen Reichsflugliniennetzes zum Seeflugdienst, der mitbedingt war durch die günstigeren geographischen Verhältnisse, erfaßte die Afrika-Reichsstrecke noch vor dem Indien–Australien-Dienst. Ab 15. Mai 1937 bis Kisumu (Kenia-Kolonie) und ab 2. Juli 1937 bereits bis Durban (Südafrikanische Union) wurde die Gesamtstrecke auf Flugbootbetrieb umgestellt. Auch hierbei duldete die Union lediglich eine Streckenführung bis zum Einflughafen Durban; die bisherige Binnenlandstrecke wurde durch die „Rhodesian and Nyasaland Airways Ltd.“ weiterbetrieben. Gleichzeitig stieß aber auch die sich immer mehr verselbstständigende südafrikanische Luftpolitik auf der gleichen Binnenlandstrecke weit nach Norden bis an die Ufer des Viktorias-Sees vor („South African Airways“-Strecke Johannesburg–Kisumu), während sie den Raum südlich der Linie Johannesburg–Durban jeglichem

nicht-südafrikanischen Einfluß verschloß. Der Ausbau des südafrikanischen Luftnetzes, der auch das frühere Deutsch-Südwestafrika erfaßte (Windhuk, Keetmanshoop), sollte verstärkt werden durch einen rein südafrikanischen Kapstadt–Europa-Flugdienst über Portugiesisch-Angola, Belgisch-Kongo und Französisch-Westafrika. (Der französische „Aéromaritime“-Dienst Dakar–Duala–Pointe Noire war inzwischen über Kabinda–Ambrizete–Luanda–Lobito bis Mossamedes, nur 950 km von Windhuk entfernt, weitergeführt worden.) Dem stand eine starke Durchdringung Portugiesisch-Ostafrikas (mit vier wichtigen Seeflughäfen für den IAL.-Reichsflugdienst) durch die britische Luftpolitik gegenüber. Eine Reihe von die ganze Kolonie durchquerenden Flugstrecken wurde durch die „Rhodesian and Nyasaland Airways Ltd.“ in Betrieb genommen. Bis zum Sommer 1939 konnte die Reisezeit für die Gesamtstrecke Southampton–Durban (11 546 km) auf 5 Flugtage herabgedrückt werden. Das luftpolitische Ziel, alle britischen Kolonien, Protektorate, Schutzgebiete, Interessensphären und Mandate im Erdteil Afrika restlos auf dem Luftwege an die englische Insel angeschlossen zu sehen, war mit dem Frühjahr 1939 (mit Ausnahme von Britisch-Somali-Land) erreicht, als die Lähmung und schrittweise Auflösung des stolzen britischen „African Air Empire“ sich bereits leise andeutete.

Der „englische Krieg“ hatte begonnen. Der durch Desorganisation, Ablieferung fliegenden Materials an die RAF., Verwendung zweitrangigen Materials und Personals und durch eine Reihe schwerer Unfälle beträchtlich angeschlagene britische Reichsflugdienst nach Südafrika erlebte zunächst eine gewisse Gnadenfrist bis zum Zusammenbruch Frankreichs und Italiens Kriegseintritt. Der Sommer 1940 versperrte den Briten das Mittelmeer endgültig; sinnlos hing in Ägypten das abgerissene Ende des Südafrika-Flugdienstes in der Luft. Versuche, durch eine Streckenführung London–Lissabon–Bathurst wieder Anschluß an das alte

afrikanische Luftnetz zu gewinnen, kranken von vornherein an der schon vor Kriegsbeginn von der innerbritischen Parlaments- und Pressekritik gerügten Material-, Personal- und organisatorischen Schwäche der britischen Verkehrsluftfahrt. Dieser Mangel wurde auch nicht behoben durch Umwandlung der 15 Jahre alt gewordenen IAL in eine „British Overseas Airways Corporation“ (BOAC), die am 27. November 1939 erfolgte. Im Gegenteil: Er wuchs durch die täglich steigenden Nöte des heraufbeschworenen Krieges ins Ungemessene. Die IAL bzw. BOAC-Tochtergesellschaften in Afrika hatten kurz nach Kriegsausbruch ihre Dienste fast restlos einstellen müssen; wenige unregelmäßige, nur dem Kurierverkehr offenstehende Flüge zwischen England und Ost- und Südafrika waren das Überbleibsel des „African Air Empire“. Die Verwendung alter, in den USA bereits ausrangierter Verkehrsmaschinen durch die BOAC war das erste — wenn auch nur symbolhafte — Anzeichen des Eindringens der USA in das wankende britische Reichsflugliniennetz in Afrika.

Das Luftverkehrsabkommen zwischen den USA und der Negerrepublik Liberia vom 18. Juni 1939, das den PAA vorsorglich die Anfliegung von Monrovia in einem späteren Planverkehr sicherstellte, kann als eine der Keimzellen der Afrika-Luftpolitik Roosevelts angesehen werden. Die Praxis folgte den theoretischen Plänen, als die PAA im Laufe des Sommers 1940 erkannte, daß „über dem Südatlantik in der Ostwest-Richtung besonders günstige Rückenwinde für den Luftverkehr zwischen dem europäischen und amerikanischen Kontinent vorherrschend seien“: Erstmals am 5. Februar 1941 verkehrten die Clipper-Flugboote der PAA in ihrem Europa-Nordamerika-Dienst nicht auf ihrer alten Route Lissabon—Azoren—New York, sondern in der Streckenführung Lissabon—Bolama (Portugiesisch-Guinea)—Natal—Belem—Trinidad—Miami—New York. Sie stützten sich auf den ständig erfolgreicher USA-Luftimperialismus gegenüber Südamerika und die praktische Alleinbeherrschung des luftpolitischen Kampfraums Nordatlantik, die hervorgegangen war aus der „Zusammenarbeit“ mit der organisationsschwachen britischen Verkehrsluftfahrt und aus der Politik, eine auf Gegenseitigkeit beruhende wirkliche Zusammenarbeit etwa mit Deutschland, Frankreich, Italien, Holland oder Schweden durch unerfüllbare Bedingungen zu sabotieren. Frankreich und Portugal wurden mit Recht besorgt. Am 18. Mai 1941 erklärte der bekannte amerikanische Militärschriftsteller Major George Fielding in der „New York Herald Tribune“ auch Dakar als im USA-Interessenbereich liegend, und am 12. Juni 1941 erfolgte ein Notenwechsel mit Portugal über die von diesem geforderte Zusage der uneingeschränkten Hoheitsrechte über seine afrikanischen Besitzungen. Doch waren dies alles keine Hemmnisse für Roosevelt. Der Kriegseintritt der Sowjetunion mit der USA-Verpflichtung zu umfangreichen Lieferungen, die Verpflichtungen gegenüber Englands Front im Mittleren Osten und die Nöte Tschungkings, dessen Luftverbindung mit den USA über den Pazifik die japanischen Erfolge in China fast ganz lahmgelegt hatten, mußten die vereinsstaatlichen luftpolitischen Bemühungen um Afrika intensivieren. Während man im Juni 1941 in London („Times“) die Verpachtung von Bathurst an die USA diskutierte und de Gaulle den USA Luftstützpunkte in Französisch-Äquatorialafrika anbot (u. a. Duala, Port Gentil und Pointe Noire), absolvierten die PAA ihre ersten Flüge — anfliegend aus Natal (Südamerika) — auf der Afrika-Querroute Monrovia—Lagos—Tschadsee—Khartoum—Kairo. In der Verkehrsleistung wurde hierbei der auf der gleichen Route verlaufende Betrieb der BOAC (London—Lissabon—Bathurst—Lagos—Khartoum—Kairo), der sich im wesentlichen auf die alte IAL-Bodenorganisation stützen konnte, weit überflügelt. Die in Afrika eingesetzten PAA-Leute fühlten sich bereits in jeder Hinsicht als die Erben des Empire und die neuen Luftherren des Schwarzen Erdteils. Daß die Briten sich überwiegend Maschinen amerikanischer Herkunft bedienen mußten (u. a. Boeing 314-A), weil ihre eigene Luftfahrtindustrie durch militärische Lieferungen überbeansprucht war, paßt durchaus in dieses Bild. Im September 1941 etablierten sich im britischen Bathurst die PAA mit dem Tochterunternehmen „Pan American Airways Africa Ltd.“, als dessen Zweck der Luftverkehr auf der Route Westafrika—Sudan—Ägypten angegeben wurde. Zur gleichen Zeit entsandte Roosevelt eine militärische Abordnung unter Generalmajor Russel L. Maxwell nach Kairo, um — gestützt auf das Leih- und Pachtgesetz — eine über Ägypten bis in den Mittleren Osten und nach Iran und der Sowjetunion hinausreichende Lufttransport-Bodenorganisation aufzu-



bauen. Vier Wochen vorher waren Briten und Sowjets in Iran einmarschiert (25. August 1941). Nachdem im Oktober 1941 eine USA.-„Wirtschaftskommission“ auf Einladung de Gaulles in Pointe Noire bzw. Brazzaville, dem „Regierungssitz“ der „freien Franzosen“ in Afrika, eingetroffen war, brachte der November 1941 die offizielle Inbetriebnahme des Flugdienstes New York—Südamerika—Westafrika—Léopoldville, verbunden mit einem Communiqué der PAA. über ihre weiteren Ziele in Richtung Kapstadt. Ein Kurierverkehr Kapstadt—Léopoldville der SAAF. („South African Air Force“) mit ihren bewährten Junkers-Flugzeugen erleichterte — politisch höchst bedeutsam — den Nordamerikanern ihre Expansion nach Süden. Die alte britische Reichsstrecke Kapstadt—Ostafrika—Kairo versank langsam im Dämmer der Bedeutungslosigkeit. Begann Südafrika sich nach Nordamerika auszurichten?

Der Kriegseintritt der USA., im Zeitpunkt wider Roosevelts Erwarten von den Dreierpakt-Mächten bestimmt, wurde von einschneidender Bedeutung für die afrikanische Luftpolitik der USA. Schon im Sommer 1941 war das militärische Gefüge der ganzen nordamerikanischen Lufttransportorganisation in Afrika dadurch deutlicher geworden, daß — zunächst noch neben den PAA. — das „Air Transport Command“ (ATC.) unter dem Oberbefehl von Brigadegeneral Harold Lee George geschaffen wurde. Als dessen Aufgaben nannte man Flugzeugzubringerdienst vom Werk an die Fronten, Nachschub wichtigen Kriegsgeräts oder Materials und Rückbeförderung von Werkfliegern und Verwundeten; in diese Organisation wurden ausdrücklich alle Fronten in allen Erdteilen einbezogen. Eine Anzahl von früher selbständigen Teilorganisationen ging im ATC. auf, als bedeutendste frühere Flugzeugzubringer- und Nachschubeinrichtung auch das „Flight Ferry Command“ (FFC.), das bei den Lieferungen nach England über den Nordatlantik eine Rolle gespielt hatte. Auf besonderen Befehl Roosevelts übernahm das ATC. noch im Dezember 1941 den gesamten Afrikaverkehr der PAA. und ließ damit die Tarnung einer privatwirtschaftlichen Verkehrsluftfahrt wenigstens im afrikanischen Raum endgültig fallen. Die blitzartigen Erfolge Japans im ostasiatischen Bereich legten gleichsam eine gewaltige Luftbarre von Norden nach Süden quer über den Pazifik und riegelten dadurch Tschungking-China vollkommen und das sich ständig mehr nach den USA. ausrichtende Australien sehr stark vom amerikanischen Kontinent ab. Allen Stoßkräften des USA.-Luftimperialismus wurde auf diese Weise die Richtung von New York nach Osten gegeben. Der Weg der USA. zur Welt-Lufthegemonie, die es vor allem auch im Hinblick auf die Nachkriegszeit erstrebte, mußte daher in verstärktem Maße über Afrika führen und dessen „Luftpolitische Durchdringung“ nicht mehr als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck ansehen. Der abenteuerliche Heimflug des PAA.-Clippers, der

in Australien vom Kriege überrascht wurde und dem die Rückkehr über den Pazifik zu gefährlich war, von Sidney über den Indischen Ozean—Ostafrika—Westafrika—Südatlantik und Mittelamerika nach New York wies der USA.-Luftpolitik den neuen Weg nach Australien. Indem sie am Tschadsee von der Westafrika—Sudan—Ägypten-Route abzweigten und Bodenorganisation und Erfahrungen der Briten übernahmen, begannen die Yankee über Mombasa (Kenia-Kolonie) und die britischen Inselstützpunkte im Indischen Ozean (Seychellen-, Tschagos- und Kokos-Inseln) nach Australien zu fliegen, wenn auch zunächst nur in Sonderflügen mit wichtigen politischen Persönlichkeiten. Die Erklärung des australischen Ministerpräsidenten Curtin vom 12. Februar 1942, daß die Luftpostverbindung nach England trotz der japanischen Erfolge in Ostasien nach wie vor sichergestellt sei, erwähnt ausdrücklich den neuen Luftweg über den Indischen Ozean.

Dem polypenartig über den ganzen Erdball greifenden luftpolitischen Netz der USA. wuchsen im Frühjahr 1942 zwei neue kräftige Arme zu. Am 16. Februar 1942 gab Washington den Abschluß eines „Luftverkehrsvertrages“ mit Tschungking bekannt, nach dem eine Verkehrs- und militärische Nachschubstrecke Nordamerika—Südamerika—Westafrika—Ostafrika—Indischer Ozean—Indien—China schnellstens ins Leben gerufen werden sollte. Wenige Tage vorher waren die PAA. dazu übergegangen, ihren Nordatlantik-Flugdienst, der bisher in Lissabon endete, bis nach England weiterzuführen, was zum mindesten eine Schwächung des BOAC.-Dienstes von England nach Lissabon bedeutete. Die Anlage umfangreicher Montaganlagen der amerikanischen Douglas-Flugzeugwerke und anderer USA.-Großfirmen in dem von den Briten besetzten Erythrea (Asmara, Massaua) und in Bagdad war eine weitere Unterhöhnung der Stellung Englands. Im Sommer 1942 wurde die USA.-Bodenorganisation in ganz Afrika, insbesondere im Westen und Nordwesten, verstärkt. Ein ganzer Kranz von „Stützpunkten“ legte sich langsam um die atlantische Küste. Der Léopoldville-Flugdienst wurde bis nach Portugiesisch-Angola hinein (Luanda) fortgeführt; in Gibraltar setzte man größere USA.-Truppenverbände an Land, unter ihnen starke Fallschirmjäger-Einheiten. Die Schaffung eines britischen Westafrika-Ministeriums unter dem früheren Luftfahrtminister Lord Swinton, die innerbritische Kritik an den verheerenden Mängeln der britischen Lufttransport-Organisation England—Westafrika—Sudan—Ägypten oder an der Heimkehr Churchills aus den USA. (Ende Juni 1942) mit einem USA.-Flugboot in Ermangelung eines britischen und die vollkommene Einstellung des BOAC.-Verkehrs England—Ägypten im Juli 1942 waren weitere Anzeichen der immer schwächer werdenden britischen Stellung. Auch Churchills abenteuerliche Luftreise nach Moskau im August 1942 ging an Bord einer USA.-Maschine, eines viermotorigen Bombers Consolidated B-24, vor sich.

Die Ausschiffung von USA.-Truppenverbänden in Monrovia und die Verlegung von amerikanischen und britischen Luftwaffenformationen nach Monrovia und Bathurst am 18. Oktober 1942 waren das Vorspiel zu der USA.-Invasion in Französisch-Nordafrika vom November 1942. Der Nutzen der jahrelangen „luftpolitischen Durchdringung“ Afrikas durch die USA. trat jetzt zutage. Das ATC. war vor gewaltige Aufgaben gestellt, deren Dringlichkeit durch die außergewöhnlich großen deutschen U-Booterfolge noch erhöht wurde. Auf der anderen Seite zeigten sich bereits nach wenigen Wochen beim ATC. Mangelerscheinungen an Material und Personal. Die phantastischen Lufttransportflottenpläne auch eines Henry Kaisers, der den Himmel zwischen den USA. und Nordafrika schon von 5000 auf seinen Werften erbauten Großflugbooten bevölkert sah, erwiesen sich bei näherem Zusehen als Utopie; der ihm im Herbst 1942 erteilte Probeauftrag auf ganze drei 60-t-Flugboote war ihm nur ein schlechter Trost. Der Wille der USA., die Welt-Luftherrschaft zu erobern und zu diesem Zwecke alle verfügbaren Mittel einzusetzen, ist nicht zu bezweifeln. Aber der Weg dahin ist noch weit. Die jungen Ordnungsmächte des europäisch-afrikanischen Großraums und Großasiens werden noch ein Wort mitzureden haben.

Der heutige Bestand der Naturvölker¹⁾

I

Seitdem die „Naturvölker“ mehr und mehr in das Licht der Geschichte gezogen, ihre exotischen Seltsamkeit entkleidet und einem menschenkundigen Verständnis eröffnet wurden, ist ihr Begriff immer schwankender geworden. Nachdem die Gegenüberstellung von „Kulturvölkern“ und „Naturvölkern“ unhaltbar geworden war, suchte man sich eine Zeitlang durch die Zwischenschaltung von „Halbkulturvölkern“ zu helfen; in neuester Zeit aber ist, vor allem durch eine von der europäischen Volkstumsforschung auf das ethnographische Material übertragene Besinnung, offenbar geworden, daß die Hauptkriterien für eine Abgrenzung der „Naturvölker“ in dem Grade der volklichen Integration liegen. Die „Naturvölker“ sind, trotz ihres Namens, nicht Völker, sondern höchstens Stämme; eine nicht geringe Zahl hat nicht einmal die Integration stammhaft gebundener Lebensformen erreicht: Eskimo, Feuerländer, viele südamerikanische Indianer, Pygmäen u. a. verharren auf der Stufe der Banden- oder Hordenbildung. Viele andere Naturvölker kennen als maßgebende soziale Einheit nur die Sippe, während der „Stamm“ bei ihnen bereits ein von der wissenschaftlichen Völkerkunde (also von außen) herangetragenenes Ordnungsprinzip ist. Eine Analyse der Sippen- und Stammesnamen zeigt aufs deutlichste, daß es in der Regel die ethnischen Nachbarn sind, welche für ihre Anrainer stammhaft zusammenfassende Namen prägen. Den also Bezeichneten sind diese Namen, wenigstens zunächst, unbekannt; sie kennen sich nur unter ihren viel kleinere Komplexe umfassenden Sippennamen. Auch die wissenschaftliche Völkerkunde verharrt im Stadium der ethnischen „Nachbarschaft“ zu ihrem Objekt, wenn sie solche ordnenden Zusammenfassungen vornimmt, ohne sich bewußt zu sein, daß diese etwas von außen Herangetragenenes sind, m. a. W.: wenn sie Horden, Sippen, Klans als „Stämme“ oder gar Stämme als „Völker“ mißversteht. Entscheidend müssen für uns nur die sozialen Einheiten sein, die im Denken und Fühlen der betreffenden Menschen selbst im Vordergrund stehen. Ist für diese Menschen die Sippe, der Klan, die Berufskaste, die Religionsgemeinschaft entscheidend, so haben wir es eben nicht mit Völkern zu tun. Die Gesamtheit der sog. Naturvölker befindet sich in vorvolklichen Zuständen, ein Teil von ihnen sogar in vorstammlichen Zuständen.

Daraus geht hervor, daß der Terminus „Naturvölker“ heute nur noch im Sinne einer konventionellen Bezeichnung verwendbar ist. Er dürfte mit fortschreitender Klärung von selbst überflüssig werden.

So trocken es klingt, eine der nächsten Aufgaben der vergleichenden Volks- und Völkerforschung ist eine ethnische Klassifikation der Menschheit nach dem Grade der volklichen Integration (Reifungsstufe), und zwar nicht auf Grund irgendwelcher Theorien, sondern der tatsächlichen volksgeschichtlichen Aufbau- und Wachstumsvorgänge, wie sie durch Wanderungen, Eroberung, Überschichtung und Herrschaftsbildung, Sprach-, Kulturausbreitung und Umvolkung²⁾ gegeben sind. In diesem Aufsatz soll lediglich versucht werden, den heutigen Bestand und die heutige Situation der „Naturvölker“, d. h. der vorvolklichen Menschengruppen zu skizzieren.

II

Zunächst der heutige Bestand der „Naturvölker“. Zu seiner Abgrenzung machen wir uns am besten klar, was alles nicht zu den „Naturvölkern“ zu rechnen ist.

1) Nach einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 1. 4. 1943.

2) Vgl. W. E. Mühlmann: „Umvolkung und Volkwerdung“. Erscheint in den Kriegsschriften des Instituts für Grenz- und Auslandstudien. 1943.

1. Auszuschließen sind zunächst natürlich alle echten Völker, also die europäischen Großraumvölker, ferner die Japaner, das werdende Großraumvolk der Chinesen, alle europäischen und asiatischen Kleinvölker und die noch reichlich frühvölklichen, in ihren Möglichkeiten schwer abschätzbaren Neuvolkwerdungen der Neuen Welt.

2. Auszuschließen ist ferner die Mehrzahl der durch die großen Hochreligionen überformten Gruppen, also kurz gesagt, die Mehrzahl der Christen, Mohammedaner, Buddhisten, Hinduisten. Die großen Religionen haben z. T. volkbildend gewirkt, — die Araber waren einst und die eigentlichen Tibeter sind noch heute ein „Religionsvolk“, die Siamesen und Birmanen verdanken ihre Volkwerdung dem Buddhismus, der auch an der Formung des japanischen Volkes einen gewichtigen Anteil hat. Der Islam hat allerdings seinen besonderen Haß und Verfolgungswillen gegen die ihm im Wege stehenden Rassenunterschiede, stammhaft religiösen und volkstümlichen Bindungen und Bräuche gerichtet und sie ausgerottet, wo er konnte; nicht überall ist auf diese Zerstörung eine echte Neuvolkbildung gefolgt, das Ergebnis sind die eigentümlichen „scheinvolklichen“ Bindungen des Orients: das Schein-arabertum der städtischen Mohammedaner und der Fellachen, die vielfach nur äußerliche Arabisierung der Berber, die Zersetzung der vorgefundenen, vermutlich schon im Abbau befindlichen iranischen Völkerschaften zu ausgesprochenen Volkstrümmern, das Scheintürkentum der städtisch-händlerischen Sarten Turkestans, die Scheinvolkbildungen der Haussa und Suaheli in Afrika usw. Kennzeichnend für den Islam ist ja auch die Gleichgültigkeit gegen Rassenunterschiede, ein Faktor, der zwar Stammesunterschiede zu überbrücken vermag, aber bei allzu großer Rassendifferenz eben doch keine Neuvolkbildung zuwegebringt. Die von echt-europäischem Weißafrikanertum bis zur völligen Vernegerung spielende Skala der Haussa ist ein bezeichnendes Beispiel; auch an der Bildung der Jungmalaien Indonesiens (Javanen, Bugi, Makassaren, Moros der Philippinen) sind starke Mischungen (nicht nur mit „Arabern“, sondern auch mit Chinesen und selbst Portugiesen) beteiligt, für die türkischen Völkerschaften Zentralasiens (Usbeken, Turkmenen, Kasaken, Kirgisen usw.) gilt das gleiche. Alle diese Gruppen sind keine „Naturvölker“ mehr (ganz abgesehen von Vorgängen jüngster „Modernisierung“), ihre Vorfahren waren es einmal.

Viel weniger volkstumsumstürzend wirkte der Buddhismus; immerhin wird man die von ihm wirklich geformten Volkstümer, die eigentlichen Tibeter, die Mongolen (unter ihnen die Mehrzahl der Burjaten), die Singhalesen, die Siamesen und Birmanen aus der Gesellschaft der Naturvölker ausschließen müssen. Einschließen dagegen wird man die vom Buddhismus nur oberflächlich oder noch gar nicht erfaßten Randstämme tibeto-birmanischer Sprache (Lolo, Moso usw.), die z. T. noch der vorlamaistischen Bon-Religion anhängen, und die nur oberflächlich buddhistierten Altstämme Hinterindiens. Hier ist vorläufig der Buddhismus nur Firnis, unter dem sich die alten „heidnischen“ Vorstellungen und Bräuche erhalten haben.

Auch bei den verchristlichten Eingeborenen muß man Unterschiede machen. Die eigentlichen Filipinos, d. h. die Tieflandpflugbauern (Tagalen, Ilokaner, Bikol, Bisaya u. a.) sind seit vierhundert Jahren von spanisch-katholischer Kultur überformt und keine „Naturvölker“ mehr; die Tagalen bilden sogar eine ausgesprochene Bildungsschicht. Die Hochlands-indianer Mittelamerikas hingegen sind zwar ebenso lange „Christen“, jedoch wissen wir, wie lebendig die alte Stammesreligion noch heute unter der christlichen Decke ist. Die Spanier haben lediglich die Priesterkaste und damit die Priesterreligion ausgerottet und das Christentum an deren Stelle gesetzt; gewechselt hat die Überlagerung, nicht der tragende Untergrund. — Die Tätigkeit der ostchristlichen Mission bei den sibirischen Stämmen (Samojeden, Tungusen, Jakuten usw.) ist ein anerkannter Mißerfolg gewesen trotz äußerlicher Bekehrung zum orthodoxen Glauben. In Wahrheit blieb die alte schamanische Weltanschauung unter „christlicher“ Tarnkappe erhalten, bis in neuester Zeit die bolschewistische Gottlosenpropaganda die Bekämpfung der Schamanen als „Klasse“ und des Schamanismus als eines spirituellen Systems mit besonderem Eifer auf ihre Fahnen schrieb, — mit welchem Erfolge, darüber fehlen uns Nachrichten. Noch offenkundiger war der Mißerfolg der orthodoxen Mission, wo sie in Konkurrenz zum Islam (Turkestaner) und zum Lamaismus (Burjaten) trat. Dabei stellte sich heraus, daß die beiden letztgenannten Religionen auf von

Hochreligionen bisher unberührte Stämme eine ungleich stärkere geistige Anziehungskraft entfalten konnten als das Ostchristentum.

3. Fehlende Verschriftung der Sprache ist ein die „Naturvölker“ scharf unterscheidendes Moment, weshalb F. Rudolf Lehmann nicht ohne Berechtigung statt von „Naturvölkern“ von „schriftlosen Völkern“ spricht. Die Sprachverschriftung und die mit ihr Hand in Hand gehende Ausbreitung von Bildungseinflüssen wirkt ausgleichend und einebnend und ist eine der stärksten Kräfte der Volkwerdung. Nicht das Haben oder Nichthaben einer Schrift an und für sich ist das Entscheidende, sondern die mit der Verschriftung verbundene Einebnung der mundartlichen Unterschiede und die Ausbreitung einer diese Unterschiede übergreifenden Hochsprache. Die Schrift besitzt die Tendenz, Stammessprachen zu Volkssprachen auszugleichen.

Ethnische Gruppen mit Schrift sind also von den echten „Naturvölkern“ auszuschließen. Von den Experimenten einzelner Häuptlinge, ihren Stämmen eine Schrift zu oktroyieren (Vai, Bamum in Afrika u. a.) sehe ich dabei natürlich ab. Die Osterinselschrift ist ebenfalls nicht eine Ausnahme von einer Regel, sondern wahrscheinlich nur der letzte zu unseren Kenntnis gelangte Rest einer ursprünglich wohl weiter verbreiteten, keinesfalls aber als isolierte Erfindung eines „ursprünglichen Naturvolks“ zu wertenden Schrift.

4. Nachvolkliche Zustände sehen ursprünglich-vorvolklichen, d. h. stammhaften Zuständen manchmal ähnlich. Auch hier hilft nur die Aufrollung der „ethnischen Naturgeschichte“, um „die Blindschleichen von den Schlangen zu unterscheiden“. Nachvolkliche Zustände können vor allem dann, wenn sie mit Isolierung zusammengehen, zu einer Art von sekundärer Primitivität führen. Derartige nachvolkliche Gruppen sind u. a. die Mon und Kmer in Hinterindien, die Bali-Insulaner und die Polynesier. Auch die Javanen gehören eigentlich hierher, ihre scheinbare Neuformung auf Grund der Bekehrung zum Islam wirkt wie ein Pffropfreis auf dem überalterten Stamm der späten, überreifen hindu-javanischen Kultur. Noch reiner repräsentiert sich diese in den Balinesen, während bei den Polynesiern die Re-Barbarisierung noch weiter getrieben ist; eine genauere Zergliederung ihrer religiösen Überlieferungen zeigt sie als Epigonen alter Hochkulturen. Die nachvolklichen Zustände spiegeln in ihrer Mischung aus Überreife und harmonischer Ausgeglichenheit mit primitiver Selbstgenügsamkeit, biologisch gesehen, eine extreme Spezialisierung; eben darum sind sie für Störungen und Einbrüche modern-westeuropäischer und amerikanischer Zivilisation noch empfindlicher als die echt-primitiven, d. h. vorvolklichen Gruppen. Andererseits besitzen sie gerade in der erwähnten Mischung eine verräterische Affinität zu europäischen Spätzuständen. Die von den Phantasien Rousseaus über einen glücklichen „Naturzustand“ erfüllte vorrevolutionäre Gesellschaft Frankreichs entdeckte nicht zufällig gerade in Tahiti (der „Nouvelle Cythère“) das ihr kongenial scheinende Ideal. Wer die Kolonialgeschichte Tahitis studiert, sieht deutlich das Mitwirken irrationaler Affinitätsmomente bei der schließlichen Okkupation Tahitis durch die Franzosen (1842). Die Festsetzung Frankreichs in Indochina nahm ihren Ausgang von der Entdeckung der Kmer-Ruinen von Angkor durch Mouhot im Jahre 1860; es ist bezeichnend, daß die Franzosen für die Archäologie Indochinas ebenso Großes geleistet haben, wie sie die ethnographische Erforschung der lebenden Eingeborenen vernachlässigten. In der Gegenwart übt die scheinbar „ursprüngliche“, in Wahrheit überaus reife und nachvolklich erstarrte Hindu-Kultur auf Bali¹⁾ eine ähnliche Anziehung auf von kulturpsychologischen Ermüdungssymptomen befallene europäische Touristen aus, wie das polynesishe Tahiti vor 170 Jahren auf Franzosen und Engländer.

5. Rassistisch zersetzte und stammlich entwurzelte Gruppen rechnen natürlich nicht zu den „Naturvölkern“. Die Neger und Mulatten der USA., Westindiens, Brasiliens, die Mischlinge der Südafrikanischen Union sind Nachkommen von „Naturvölkern“, aber sie sind heute nicht mehr selbst „Naturvölker“, — sie wären es auch dann nicht, wenn sie rassistisch noch unvermischt wären. Denn aus ihren Stammeskulturen sind sie entwurzelt,

1) Sie ist auch historisch eine ausgesprochene, insulierte Rückzugskultur, denn nach Bali flüchteten sich die führenden javanischen Familien nach dem Sturz des Madjapabit-Reiches durch die Mohamedaner am Ende des 15. Jahrhunderts.

ohne in ihrer neuen Umwelt volklich neu eingewurzelt zu sein, weil ihnen die Assimilation durch die führenden weißen Herrenvölker verweigert wird; so typisch in den USA. Aber auch für Brasilien, wo die „color line“ nicht in dem Sinne besteht wie in den USA., ist es durchaus fraglich, ob die Schwarzen in ein werdendes brasilianisches Volk als assimilierbarer Bestandteil miteingehen können. Die Neger und Mulatten der Neuen Welt gehören in die Kategorie des „schwebenden Volkstums“, das nicht weiß, wohin es gehört und nach menschlichem Ermessen keine Hoffnung auf Neueinwurzelung besitzt, wohl aber einen gefährlichen Rohstoff für Massenbildungen aller Art darstellt.

Rassisch zersetzt sind zum großen Teil auch die Indianer. Von den Indianern der Vereinigten Staaten sind nach Mooney nur noch 20 v. H. reinblütig, 50 v. H. sind blutlich sogar Dreiviertelweiße, und selbst wenn diese Schätzung des europiden Blutanteils zu hoch sein sollte, so reicht doch die Einengung der nordamerikanischen Indianer in künstlichen Naturschutzgebieten (Reservationen) dazu aus, um sie aus dem Kreise echter „Naturvölker“ auszuschließen. Sie sind nicht mehr stammhaft intakte Eingeborene, sondern Kunstprodukte weißer Isolierungspolitik. Aus anderen Gründen auszuschließen sind die der Mischung mit Weißen verfallenen Indianer Ibero-Amerikas: Diese wurden nicht isoliert, sondern assimiliert und bilden in der Mischung (Mestizierung) fraglos die Grundlage für mindestens einen Teil der noch in Bildung begriffenen ibero-amerikanischen Neuvölker. Die völlig verschiedene Entwicklung in Nord- und in Ibero-Amerika dürfte nicht nur auf die verschiedene Einstellung der Anglo-Amerikaner einerseits, der Spanier und Portugiesen andererseits zurückgehen (jene lehnten die Assimilation der Eingeborenen ab, diese betrieben sie mit allen Mitteln), sondern auch und vor allem darauf, daß die Indianer in Mittel- und Südamerika viel zahlreicher waren als in Nordamerika. Die Schätzungen über die Zahl der Indianer um 1500 (von Spinden, Kroeber, Sapper u. a.) gehen zwar sehr auseinander, stimmen aber darin überein, daß die Zahl der Indianer in vorkolumbischer Zeit in Mittel- und Südamerika um ein Vielfaches größer war als die der Indianer Nordamerikas; ein Umstand, der für die Beurteilung der Bevölkerungsgeschichte der Neuen Welt von entscheidender Bedeutung ist.

III

Schließt man die unter 1–5 genannten Bevölkerungen aus, so bleibt eine Schätzung des heutigen ziffernmäßigen Bestandes der „Naturvölker“ immer noch sehr schwierig, nicht nur infolge des Fehlens demographisch-statistischer Daten¹⁾, sondern auch, weil der Prozeß der Entwurzelung und Einschmelzung der „Naturvölker“ dauernd weiterschreitet. Die Grenzen zwischen „stammhafter Bindung“ und „Entwurzelung“ sind vielfach fließend; es besteht eine überaus breitflächige Kontaktzone „schwebenden Volkstums“, deren Umfang im einzelnen kaum exakt zu bestimmen ist. Die Frage, ob ein Stamm „noch“ intakt oder „schon“ in Entwurzelung begriffen, entwurzelt, in Neueinwurzelung begriffen oder gar neueingewurzelt sei, ist gar nicht so einfach zu beantworten wie es den Anschein hat, sondern erfordert ein gewisses sozialpsychologisches Studium der Volkstumsgesinnung. Für die europäischen Volkstumsgrenzkämpfe ist das Studium des „Gesinnungswandels“ bei Gruppen in Schwebelage kaum erst in Angriff genommen worden²⁾, — wie sollten wir für entlegene Stämme hierüber Bescheid wissen?

Dafür schält sich ein anderer Tatbestand um so deutlicher heraus. Nach dem Ausscheiden der soziologischen Gruppen 1–5 konzentriert sich nämlich der Rest der Menschheit ganz von

1) Die Demographie der Naturvölker ist leider bisher sehr vernachlässigt worden. Die von der „Kommission zum Studium der primitiven Bevölkerungen“ herausgegebene „Bibliografia sulla demografia delle popolazioni primitive“ (Rom 1938) ist leider ganz unzureichend. Handbücher und sogar leider völkerkundliche Monographien lassen oft sogar die einfache Angabe der Kopfstärke der behandelten Stämme vermissen. Auch wo exakte Zahlen sich nicht geben lassen, sollten wenigstens die ungefähren Größenordnungen angegeben werden. Man muß mindestens wissen, ob ein Stamm nach Hunderten, Tausenden, Zehntausenden oder Hunderttausenden zählt. Die Kopfhöhe einander benachbarter Stämme spiegelt in oft überraschender Weise die Richtung des ethnischen Gefälles bzw. des Unvolkungsdruckes.

2) Vgl. Robert Beck: „Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel“. Stuttgart 1938.

selbst in den natürlichen Rückzugs- und Fluchräumen der Erde. Wir finden die „Naturvölker“ in schwer zugänglichen, verkehrsarmen Gebirgsländern, tropischen Regenwäldern, Dschungeln, Tundren und Kältewüsten, wo sie sich in oft auch rassenphysiologisch¹⁾ erkennbarer Weise spezifisch angepaßt und altertümliche Zustände der sozialen und politischen Organisation konserviert haben.

Die Rückzugslandschaften²⁾ tragen geopolitisch ausgesprochenen Defensivcharakter. Auch da, wo sie von kräftigen und aggressiven Stämmen eingenommen werden — Hochländer Mittelamerikas und Anden, Bergländer Hinter- und Zwischenindiens, Himalaja, Hindu-kusch — gleichen sie großen natürlichen Festungen, die sich wohl zu Ausfällen in das Vorfeld eignen, aber doch nicht mit den weltgeschichtlichen Unruhezentren der offenen Landschaften (zentralasiatische Steppen, arabische Wüste!) zu verwechseln sind. Für die Hochkulturen des Vorfeldes bilden die Bergstämme nicht nur eine Gefahr, sondern auch eine Art von „barbarischer Rassenreserve“, die fortwährend Kräfte an das Vorfeld abgibt (Hochlandsindianer Mittel- und Südamerikas, Bergstämme Hinterindiens); die Ausfälle aus den Festungshorsten in die Vorfelder und der nachfolgende „Verschleiß“ für die Hochkultur der Ebene sind bis in die Gegenwart zu verfolgen.

So läßt sich der Gegensatz von Nicht-Naturvölkern und Naturvölkern im wesentlichen fassen als anthropo-geographischer Gegensatz zwischen den offenen Landschaften und den sperrenden Räumen, die, unwegsam und verkehrsarm, zu vorzüglichen Erhaltungsgebieten für eng umgrenzte, relativ isolierte Lokalkulturen mit betont stammestümlichen Eigenarten und meist weitgehender Aufsplitterung der sprachlichen und mundartlichen Besonderheiten werden mußten. „Naturvölker“ sind Rückzugsgruppen der Menschheit.

Die Rückzugslandschaften gestatten uns also wenigstens eine ungefähre Bestandsaufnahme der Naturvölker.

1. Die nordrussische und nordsibirische Tundra nebst der angrenzenden Zone der großen Nadelwälder (Taiga) ist das Erhaltungsgebiet zahlreicher Restgruppen teils uralischer (Samojeden, Ostjaken, Wogulen), teils türkischer (Jakuten), teils alteurasischer („paläo-asiatischer“, Jukaghiren, Tschuktschen, Korjaken, Itälmen u. a.), teils tungusischer Sprache (Tungusen mit zahlreichen Untergruppen), die in dünnster Verteilung über dieses riesige Areal nomadisieren, teils auch schon sesshaft geworden sind. Ihre Gesamtzahl beläuft sich unter Einschluß der stärksten Gruppe, der türkischen Jakuten an der unteren Lena, auf kaum 350 000—400 000 Menschen. Die Zahl verschiebt sich nur unwesentlich, wenn man die rund 26 000 Lappen Nordeuropas mit den Altstämmen Nordsibiriens zusammenfaßt.

Die Gebirgsstämme am Altai beherbergen noch eine Reihe von alttürkischen Stämmen (Kojbalen, Karagassen, Sagajer, Katschinen, Schwarzwald-Tataren u. a.), die im Gegensatz von den übrigen zentralasiatischen Turkstämmen nicht islamisiert wurden und daher zu den Naturvölkern zu rechnen sind, insgesamt vielleicht 160 000 Menschen.

Im ganzen dürften in Sowjet-Asien nicht viel mehr als $\frac{1}{2}$ Million stammhafte Eingeborene wohnen, die in stetigem Rückgang begriffen sind. Solange wir etwas von den sibirischen Eingeborenen wissen, verlieren sie dauernd Substanz an die umgebenden Völkerschaften der offenen Landschaften: Turk-„Tataren“, Mongolen (einschließlich Burjaten), Russen. Schon die altai-sajanischen Turkstämme sind geschichtlich mindestens z. T. türkisierte Samojeden und Jenissejer. Die Jurak-Samojeden der nordrussischen Großlands-Tundra

1) Die schwierige Frage, wie weit die Rückzugsgebiete auch Erhaltungsgebiete rassischer Primitivmerkmale sind, lasse ich hier außer Betracht. Es besteht eine gewisse Korrelation, aber keine volle Deckung. Doch ist unverkennbar, daß namentlich die sackgassenartigen Landschaften mit Endlage (Sachalin-Kurilen, Malakka, Feuerland, Tasmanien, Neukaledonien u. a.) zugleich Sackgassen der phylogenetischen Entwicklung sind, in denen sich auch rassische Primitivmerkmale erhalten konnten (vgl. E. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit).

2) Ich verkenne nicht, daß der Begriff „Rückzugsgebiet“ nur relativ zu nehmen ist. Er wird nicht nur durch die natürlichen geographischen Gegebenheiten, sondern auch durch den schaffenden, sich anpassenden, aber auch die Naturlandschaft sich anpassenden Menschen definiert. Er ist eine Mensch-Umwelt-Funktionseinheit, und seine prägnante Herausarbeitung bedarf sowohl der Mitarbeit des Geographen wie des Ethnographen.

wurden z. T. syrjänisiert und anschließend verrußt, die sibirischen Samojeden teils „tatariert“, teils verrußt, die Tungusen teils jakutisiert, teils burjatisiert usw. Die russische Bauernkolonisation drang längs der Flüsse und der Transsibirischen Eisenbahn vor; die neuentstandene Kategorie der „Sibirjaken“ enthält auch einen nicht geringen Bestandteil, der durch Absorption der Eingeborenstämme gewonnen wurde. Die „Verrussung“ durch Bekehrung zum orthodoxen Glauben, Festsiedelung, Vermischung und wirtschaftliche Ausbeutung wurde schon in der Zarenzeit planmäßig betrieben und in der bolschewistischen Zeit fortgesetzt, — über Einzelheiten aus den letzten Jahrzehnten fehlen uns die Informationen. Aber sicher ist die Schätzung von noch $1\frac{1}{2}$ Million stammhaft gebundenen Eingeborenen eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Ich möchte auch an dieser Stelle, wie ich es schon früher getan habe, die Notwendigkeit einer umfassenden „sibirischen Kolonialgeschichte“ betonen, welche uns das Schicksal der Eingeborenen seit dem Vorstoß Jermaks über den Ural (1582) in allen seinen Einzelheiten vor Augen führt.

2. Die Gebirgstäler des Hindukusch und Pamir sind Fluchtgebiete für ostiranische Stämme geworden, die sich hierher vor dem einstürmenden Islam zurückzogen, um ihre altiranische, zoroastrische Feuerreligion erhalten zu können. Ihre schrittweise Islamisierung ist bis in unsere Tage zu verfolgen. Die sog. Kafir, d. h. „Ungläubigen“, sind seit einigen Jahrzehnten Mohammedaner, sie wurden im Anschluß an den britisch-afghanischen Grenzvertrag von 1893 von den Afghanen mit Gewalt zum Islam bekehrt; sie heißen heute Nuri-staner, d. h. Lichtlandbewohner. Nach den letzten Berichten der Deutschen Hindukusch-expedition sind nur noch kümmerliche Reste heidnischen Kafirtums vorhanden. Wie weit der vom Islam bewirkte Gesinnungswandel echt ist, wissen wir freilich nicht. Auch die Pamir-Tadschiken sind heute wohl fast alle islamisiert und, soweit sie auf dem Gebiet der Sowjetrepublik Tadschikistan leben, bolschewisiert. Zuverlässige Bevölkerungszahlen gibt es für die ostiranischen Bergbewohner nicht, aber jedenfalls kommen sie für unsere Bestandsaufnahme nicht mehr in Betracht.

3. Vorderindien, eigentlich ein Kontinent für sich, beherbergt unter seinen rund 390 Millionen Einwohnern eine sehr stattliche Minderheit von Altstämmen in den Gebirgs- und Dschungellandschaften, meist Wildbeuter, oder schwendwirtschaftlich, aber unter dem Einfluß des Indertums der großen Flußtäler auch z. T. pflugbäuerlich geworden. Der Gegensatz Naturvölker — Nichtnaturvölker ist auch in Indien, ja in Indien besonders deutlich, ein Gegensatz zwischen offenen Landschaften und sperrenden Gebirgs- und Dschungelfestungen. Die ungeheure Masse der indischen Bevölkerung drängt sich — ähnlich wie in China — hauptsächlich in den großen Flußtälern zusammen, vor allem des Ganges¹⁾, und längs der Küsten. Während wir im Gangestal eine Dichte von 250 bis über 500 Menschen pro qkm verzeichnen, haben wir auf dem Hochland des Dekhan nur eine Volksdichte zwischen 25 bis 100, stellenweise höchstens 150 Menschen pro qkm. Diese Gebiete geringerer Volksdichte sind zugleich die der stärksten Häufung der noch nicht hinduisierten Altstämme. Zentralindien, das Tschota-Nagpurplateau, das Nilgiriplateau sind die bekanntesten Horste. Die Altstämme sind teils dravidischer, teils mundaischer Sprache (Gond, Khond, Munda, Oraon, Santal u. a.). Die Koppelung zwischen Sprache und Volkstum ist jedoch vielfach zerstört; im großen und ganzen besteht ein gestaffeltes Gefälle von den arischen über die dravidischen bis zu den Mundasprachen, die arischen Sprachen dringen also ins Gebiet der Dravidasprachen vor, diese verdrängen ihrerseits die Mundasprachen; die Kontaktzonen beherbergen jeweils zahlreiche Mischidiome. Geschlossenen Volksboden besitzen zumal die zentralindischen Altstämme keineswegs mehr, sie sitzen in Gemengelage sowohl miteinander als auch mit Hindu-kasten. Solange wir etwas von indischer Geschichte wissen, befindet sich das Hindutum im Vordringen gegenüber den Altstämmen, denen es ständig Substanz abgewinnt. In den letzten Jahrzehnten können wir diesen Prozeß auch an Hand der britisch-indischen Censuserichte verfolgen: die Anzahl der Bekenner des Hinduismus ist im Zunehmen begriffen. Man darf sich diese Bekehrung zum Hinduismus nicht als eine scharfe Zäsur vorstellen, sie besteht vielmehr in einem allmählichen, kaum bewußten Hinübergleiten von bald kleineren, bald

1) Das Brahmaputra-Tal Assams ist relativ junges Kolonialgebiet und gehört anthropogeographisch und ethnographisch von Haus aus mehr zu Hinterindien als zu Vorderindien.

größeren Gruppen in das sozialrituelle Wertungssystem der Kastenordnung; die sich einfügenden Gruppen nehmen zunächst den Rang von niederen Kasten ein und suchen im Laufe der Zeit ihren Status zu verbessern. Die religiöse Konzeption des Hinduismus ist dabei ein weiter Begriff; wenn die Leute die Hauptgötter der Hindu anerkennen, die hinduistischen Riten bei Geburt, Eheschließung, Tod mitmachen und die Hindufeste mitfeiern, so gleiten sie unvermerkt aus der stammhaften Bindung in eine niedere Kastenbindung hinüber. Tatsächlich ist die Völkerkunde heute nicht in der Lage, in Indien eine saubere Trennung zwischen „Kasten“ und „Stämmen“ durchzuführen; dieses Unvermögen spiegelt aber lediglich den tatsächlichen Schwebezustand. Millionen von Angehörigen indischer Altstämme befinden sich heute in einem tiefgreifenden Gesinnungswandel von den alten stammhaft-totemistischen Bindungen zur Anerkennung des übergeordneten Wertungssystems der Kaste.

Anthropogeographisch spiegelt sich dieser Prozeß auf doppelte Weise: einmal in einem Eindringen („ethnischer Druck“) von Hinduhändlern und -Lehrern in die Gebirgs- und Dschungelfestungen, heute verstärkt durch Verkehrserleichterungen, wie Autobus und Straßenbauten, sodann in einem Herauslocken („ethnischer Sog“) der Altstämme aus ihren festungsartigen Erhaltungsgebieten. Wo Altstämme ihre schützenden Wald- und Bergländer verlassen und sich an deren Rändern in der Nähe von Hindudörfern niederlassen, werden sie bald selber zu Hindu niederer Kaste, wenn auch zunächst noch in räumlicher Trennung von den „echten“ oder „eigentlichen“ Hindu (so typisch bei den Bhil in West-Zentralindien). Die Randlandschaften zwischen Ebene und Gebirgs- und Dschungelfestung sind überall das Vorfeld der Hinduisierung.

Der prozeßhafte Charakter dieses Vorganges und die ihm entsprechenden fließenden Übergänge zwischen „Unberührbaren“, niederen Kasten und Gruppen mit „noch“ stammhafter Bindung machen es schwierig, ja eigentlich unmöglich, die Kopffzahl der Naturvölker Indiens abzuschätzen. Tatsächlich dürfte der größere Teil von ihnen heute zum „schwebenden Volkstum im Gesinnungswandel“ gehören. Da die Koppelung zwischen Rasse, Sprache, Religion und Volkstum längst zerrissen ist, können wir auch auf diesem Wege keine Anhaltspunkte für die Naturvölker Indiens gewinnen. Ich möchte wenigstens einige Zahlen anführen. Angehörige der weddiden Rasse, also der eigentlichen indischen Altrasse, schätzt v. Eickstedt rund 20 Millionen; Angehörige der Munda-Sprachfamilie wurden 1931 4,7 Millionen gezählt; Bekenner von Stammesreligionen erfaßte man 1931 nur mehr 8,28 Millionen. Viel größer aber dürfte die Zahl der im religiösen Sinne nur äußerlich Hinduisierten sein. Ich habe versucht, nach dem Census von 1931 die Zahlen der mehr oder weniger stammhaften Gruppen zu addieren und bin auf etwas über 13 Millionen gekommen (ohne Assam). Aber diese Ziffer enthält, wohlgemerkt, auch Gruppen, die mitunter schon stark hinduisiert sind, und andererseits dürften mir zahlreiche sog. Kasten entgangen sein, deren Lebensformen durchaus denen der Altstämme entsprechen. Wichtiger scheint mir die Schätzung von 40–60 Millionen „Unberührbaren“ in Indien; denn ein großer Teil der „Unberührbaren“ stammt historisch aus entwurzelten Stämmen. Eine Sonderbeurteilung schließlich verdienen die Teegarten-Kulis von Assam und die Arbeiter in den Jutemühlen und Rüstungsfabriken von Bengalen. Diese entstammen nämlich zum größten Teil den Altstämmen Zentralindiens (teils munda-, teils dravidasprachig) und bilden in Bengalen und Assam Zentren der Massenbildung und Proletarisierung. Daß diese Leute sich mehr und mehr zum Hinduismus bekennen oder sich wenigstens bei der Zählung von 1931 als „Hindu“ einschreiben ließen, kann bei ihnen nur als ein Symptom der Entwurzelung angesehen werden. Die Anzahl der „Hindu“ stieg in Südostbengalen zwischen 1921 und 1931 bei den Munda von 41 auf 57 v. H., bei den Oraon von 32 auf 60 v. H., bei den Santal von 22 auf 54 v. H. Wie die Zahlen heute liegen, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß die Rüstungsindustrien in Bengalen seit 1939 in gewaltigem Maße angewachsen sind und noch ständig weiter anwachsen, je stärker die Bedrohung der britischen Herrschaft in Indien durch Japan wird. So wächst also in Bengalen ein immer stärker werdendes Industrieproletariat heran, das sich vorwiegend aus Angehörigen der zentralindischen Altstämme rekrutiert. Daß die amerikanische Einmischung in die indische Kriegswirtschaft diesen Prozeß nur verschärfen kann, liegt auf der Hand.

Der Schluß des Beitrages folgt im nächsten Heft.

Zur Geopolitik der pazifischen Großraumfischerei

In einem weltgeschichtlichen Augenblick, in dem die Zerrungen zwischen Britenreich und USA. über der Frage „Pacific first“ oder „Atlantic first“ weltkundig werden, trifft Großostasien weitsichtige Maßnahmen zur planmäßigen Bewirtschaftung des Fischfangs — jenes „Brot auf dem Wasser“, das ihm für die Ernährung seiner dichtgedrängten Menschenmassen unentbehrlich ist. Dabei versäumt es, wie das letzte Vorgehen in Hunan und Hupe beweist, auch festlandwärts nichts an wachsender Abwehr.

Etwas südöstlich der Insel Taiwan-Formosa (die nach der in den USA. ausgeheckten Verteilung des Bärenfells wieder an China zurückgegeben werden soll) im nördlichen Schwerpunkt des Philippinen-Beckens, liegt nach den neuesten japanischen Raumabgrenzungen eine wichtige Kreuzung fischerei-geopolitischer Machtlinien: des 130. Grades östl. Länge und des 20. Grades nördl. Breite. Von dort aus scheidet sich nordwärts ein östliches und ein westliches Nahfischereigebiet für Kleinbetriebe der Schleppnetzfisherei mit Motorbooten in der Ostchinese und im Gelben Meer und ein östliches meist für Hochsee- und Küstenfischerei auf Schollen und Kabeljau, ein südlich des 20. Grades gelegenes für Treibeleinen, Bonito- und Thunfischerei in den Südgewässern (auf die man große Hoffnungen als eine bisher wenig ausgenützte Reserve setzt) und eine nördliche für Treibeleinen, Bonito und Thun in Küstengewässern. Dazu kommt eine Großordnung für die etwa 20% des Gesamtfischereiertrags liefernde reine Hochseefischerei. Für das Ganze sind zwei kontrollierende Dachgesellschaften gebildet, deren ungefähre Bereiche wir in einer Skizze festzuhalten versuchen, die eine Übersicht der ganzen Neuordnung der Fischgründe im ostasiatischen Großraum gibt.



Geopolitisch bemerkenswert daran ist, daß ausgerechnet unweit des Zentralpunktes der Neuordnung eine Großinsel (Taiwan-Formosa) von den USA. zur Abtretung an eine Festlandmacht aussersehen ist, die noch nie mit der schönen Insel etwas anderes anzufangen wußte, als eine Ausweichstelle für abgewirtschaftete Dynastien, für Fluchtkapital und geniale Seeräuber dort bestehen zu lassen. Großostasien wird sich solcher Vormundschaft zu erwehren suchen: aber sie ist ein Vorgeschmack der Weltbeglückungsmethoden der USA.

K. H.

HEINZ KONRAD HAUSHOFER

Landwirtschaft in Raum und Landschaft

1. Landschaftspflege und Landwirtschaft

Die Zeitschrift „Landschaftspflege und Landwirtschaft“ ist zugleich diejenige eines Aufsatzes von Prof. H. Schwenkel in dem Sonderheft „Siedlungspflege und Landgestaltung“, mit welchem die Zeitschrift „Neues Bauerntum“ den Jahrgang 1943 begonnen hat¹⁾. Dieses Heft enthält, neben Aufsätzen von Prof. Wiepking-Jürgensmann und Dr. Mäding, deren vorliegende wichtige Bücher²⁾ im folgenden noch eingehend gewürdigt werden, auch die Anordnung vom 21. 12. 1942 des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten: eine programmatische Fassung der Ziele deutscher Landschaftspolitik, die von jedem unbedingt zur Kenntnis zu nehmen ist, der irgendwie mit Gestaltung von Landschaft und Landwirtschaft zu tun hat.

Die Zeitschrift „Neues Bauerntum“ (begründet 1908 von Prof. H. Sohnrey als „Archiv für Innere Kolonisation“, nun herausgegeben von Prof. Konrad Meyer) ist das Sprachrohr aller Stellen, die praktisch mit der Neugestaltung des deutschen Landes zu tun haben, also insbesondere der — manchmal mit Vorurteil betrachteten — Fachleute der Landeskulturverwaltung. Wir haben bereits in unserem Maiheft 1942 („Zur Neuordnung der Siedlung“) kurz auf das neue Werden hingewiesen, das auf dem Gesamtgebiet der Neubildung deutschen Bauerntums, der Umlegung, der Dorfaufrüstung und des Gemeinschaftsaufbaues sichtbar ist. Dieser kommenden Synthese dient auch das vorliegende Heft des „Neuen Bauerntums“, das dem gegenseitigen Verständnis von Landgestaltung und Landwirtschaft gewidmet ist. Die Zeitschrift hat sich mit ihrer ständigen Beilage „Der Landbaumeister“ zusätzlich ein „Sprachrohr und eine Plattform für die ganze Breite des ländlichen Bauschaffens und Formens“ geschaffen.

Wie eng Landespflege und Landwirtschaft zusammenhängen, hat die deutsche Sprache in der fast bewahrten Identität von „Bauer“ und „Bauen“ festgehalten. Auch Wiepking-Jürgensmann geht von dieser Gleichung aus, wenn er z. B. für den

Straßenbauer die Einstellung des Bauern fordert. Darüber hinaus bezeichnet die Umgangssprache des altbayerischen Landwirts kurzerhand mit „Baumeister“ den Verwalter oder Schaffer eines größeren Hofes. Die Grundlage zur Einigung darüber, was Landespfleger und Landwirt wollen, wird von Prof. Schwenkel gegeben, wenn er sagt: „Die Flur ist Bauernland. Wir müssen also zunächst einmal vom Bauern selbst ausgehen, ehe wir an die eigentliche Frage der Landschaftspflege in der Landwirtschaft herantreten.“ Die gleiche Grunderkenntnis finden wir auch bei Wiepking-Jürgensmann und Mäding. Damit soll von vornherein verhindert werden, daß aus der Idee der Landschaftsgestaltung eine neue das Land vergewaltigende Welle städtischen Denkens würde. Daß diese Gefahr bestand, ist außer Zweifel: denn diese Idee konnte zwangsläufig nicht vom Bauern kommen, sondern mußte von städtischen Geistern neugeboren werden. Schwenkel sagt mit Recht: „Das Naturgefühl des Städters ist dem Bauern fremd“, ihm ist die Natur Arbeitsstätte. Nach dieser sehr richtigen Darstellung des Verhältnisses des Bauern zur Natur schließt er: „Er ist der Kamerad der Natur, er paßt sich an an Wetter, Bodenart und Wachstumsgesetze. Er will die Natur nicht beherrschen wie ein Techniker oder Industrieller. Er will sie nur belauschen, mit ihr gut Freund sein und herausholen, was sie in Freundschaft zu geben bereit ist.“

Und hier widersprechen wir, gerade weil uns daran liegt, daß schon der Ausgangspunkt der Aussprache zwischen Landwirt und Landschaftsgestalter richtig ist. Die Natur ist durchaus nicht bereit, dem Bauern unserer Breiten irgend etwas in Freundschaft zu geben. Sie muß belauscht werden, ja — aber mindestens ebenso mit der Wachsamkeit eines Jägers wie der eines Freundes. Mißtrauen, z. B. gegenüber dem Wetter, ist ein Hauptbestandteil dieser Wachsamkeit. Freilich ist die Landwirtschaft einer Landschaft das Endergebnis der Anpassung an Wetter, Bodenart und Wachstums-gesetze; das stellte schon Krzymowsky in seiner „Philosophie der Landwirtschaftslehre“ von 1919 fest: „Die spezifische Eigentümlichkeit der Agrargeographie beruht in der Idee der regionalen Anpassung.“ Aber dieser Zustand ist in jedem Augenblick, in dem er uns als Bild erscheint, das Ergebnis einer unablässigen Auseinandersetzung, wie wir es in der Besprechung des Werks von P. Krische im Juliheft 1941 der Z. f. G. for-

1) Neues Bauerntum, 1943/I, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

2) Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensmann, Die Landschaftsfiibel; Erhard Mäding, Landespflege; beide: Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1942.

muliert hatten: „Immer handelt es sich um einen lebendigen Ausschnitt aus der großen Auseinandersetzung zwischen Mensch und Erde, die man in ihrer härtesten und unausweichlichen Form ‚Landwirtschaft‘ nennt.“ Zu der genannten Anpassung wird der Landwirt also durch oft sehr schmerzvoll empfundene Gewalten gezwungen, durch Frost und Dürre, Seuchen und Schädlinge und zuletzt durch die Grenzen seiner eigenen körperlichen Kraft: als Teil der Natur, nicht als ihr Kamerad. Wiecking-Jürgensmann nennt unseren ganzen völkischen Werdegang „einen Kampf gegen, aber auch — in gleichbedeutender Weise — mit der Naturgewalt“.

Die Aussprache um diese Tatsache führt mit geschichtlicher Notwendigkeit zum Kampf um die Auslegung jenes Fluchs, den wir nach der Lutherischen Übersetzung anführen: „Verflucht sei der Acker umb deinen willen, Mit kummer soltu dich drauff neeren dein Leben lang, Dorn und Disteln sol er dir tragen, Und solt das Kraut auff dem felde essen. Im schweiss deines Angesichts soltu dein Brot essen, Bis das du wider zu Erden werdest, davon du genomen bist, Denn du bist Erden und solt zu Erden werden.“ Dem hart arbeitenden Bauern aller Völker haben diese Sätze in den verflossenen Jahrhunderten viel zu sagen gehabt. Die Erkenntnis, daß es sich hier um ein Zeugnis von größter agrarpolitischer Bedeutung handelt — gleich, ob zu verneinen oder zu bejahen —, ist seit 1933 allgemeiner geworden. Man hat in der Folge diesem zürnenden Gott einen „milden, blauäugigen Gott der Saaten“ gegenübergestellt und damit die zweifelloso ebenso vorhandene andere Seite hervorgehoben. Die Wahrheit dürfte darin liegen, daß der Mensch gelernt hat, den Schweiß und sein Wieder-zu-Erde-werden zu heiligen.

Der Landwirt ist also gezwungen, zu versuchen, die Natur zu beherrschen, soweit er dazu in der Lage ist. Jede Pflugfurche, jeder „Sprung aus der Hand“, jedes Fällen eines Baumes ist ein Teil dieses Strebens. Die gleichen Widersprüche finden sich ja auch auf dem Gebiet der Forstwirtschaft. Hier wurde z. B. vom Pionier des Dauerwaldgedankens, Möller, einmal „das Bedürfnis des Waldes selbst“ als Ziel der menschlichen Arbeit im Wald genannt. Nun hat der Wald zweifellos keinerlei „Bedürfnis“ nach der Axt, ebensowenig wie das Land nach der Pflugschar oder das Wild nach der Büchse. Man muß sich also von Anfang an damit abfinden, daß die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen zuerst eine Folge seines Daseinskampfes ist. Ob und welche Grenzen er sich im weiteren selbst zu setzen hat, ist dann eine zweite Frage. Die sehr interessante Geschichte des Begriffs der „Weidgerechtigkeit“ ist ein typisches Beispiel für eine bewußte derartige Selbstbeschränkung, die immer dann einsetzte, sobald man sie sich leisten konnte.

Man muß diese Dinge ebenso hart zu formu-

lieren versuchen, wie sie für den Landwirt eine harte Selbstverständlichkeit sind. Diese mag manchem anstößig erscheinen, genau so wie eine vom Menschen geschaffene Gerade in der Landschaft, sei es ein Weg, ein Graben oder eine Pflugfurche. Aber die Gerade ist wohl der am tiefsten verankerte Ausdruck zielgerichteter menschlicher Arbeit. Ihre Abwandlung unter der Notwendigkeit der Anpassung an die Landschaft ist ein direkter Maßstab für den natürlichen Zwang, unter dem der Mensch steht: ein Acker in der Ebene ist stets viereckig, ein Acker an den Hängen des Ötztals nimmt die Formen an, die ihm der Fels vorschreibt. Jede Abweichung von der Geraden, die nicht vom Gelände verlangt wird, wird zur bekannten „Schlängelung“ und damit zu einer Sünde wider den Geist, ebenso wie jede Gerade gegen das Gelände.

Mit der Präzisierung der Ausgangspunkte von Landwirtschaft und Landschaftsgestaltung hat in den letzten Jahren eine weitgehende Annäherung beider stattgefunden. Dazu trug bei, daß man die heutige Idee der Landschaftspflege als eine geschichtliche Notwendigkeit, als das Ergebnis einer Entwicklung verstehen lernte, die weit über den früheren Begriff des „Naturschutzes“ hinausgeführt oder ihn vielmehr als einen besonderen Anwendungsfall in das umfassende Gebäude der Landschaftspflege eingebaut hat. Das Ziel eines „Ausgleiches beider Lebensbedürfnisse“ wird besonders in der historischen Darstellung bei Mäding sehr deutlich. Der geometrische Ort dieses Ausgleichs ist durch die Geschichte gependelt: Zeitweise lag er näher an dem (von uns Heutigen so gesehenen!) Vorbild einer technisch-rationalen Landwirtschaft, zeitweise näher an dem Vorbild einer malerisch gesehenen Landschaft. Zweifelloso spielt das Generationsproblem, wie bei allen geistigen Bewegungen, hier auch herein: die immer wiederkehrende unbewußte Ablehnung der Ideen der vergangenen oder vorvergangenen Generation, während die Zeit von vor 100 Jahren schon historisch geworden ist und damit anerkannt wird. Wir haben uns in diesen Fragen — nach Möglichkeit — bewußt von jeder rein generationsmäßigen Reaktion freizumachen. Die Entwicklung der Landwirtschaft ist noch stets in gleichmäßig verlaufender Linie unter und über den Wellenbergen und -tälern ihrer Theorien gegangen!

Zum Teil war das Mißverstehen zwischen Landeskultur und Landschaftsgestaltung auch durch die Verschiedenheit der bearbeiteten räumlichen Einheiten gegeben: Während die Landschaftspflege schon im Anfang des 19. Jahrhunderts, dann seit ihrer Wiedergeburt von vornherein immer größere räumliche Einheiten vor sich sah, schien die Landeskultur bis zu den Flurregulierungs- (Bereinigungs-) Gesetzen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nur den Einzelbetrieb als Arbeitsfeld zu sehen. Durch die Umlegung wurde dann zunächst die Feld-

flur Gegenstand eines einheitlichen Verfahrens. Die Ausdehnung der Umlegung auf größere, landschaftlich geschlossene Gebiete hat nun von seiten der Landwirtschaft die gleiche räumliche Einheit geschaffen, wie sie die Landschaftspflege verlangt. Wiepking-Jürgensmann nennt es: „Die einheitliche Betreuung ganzer Landschaftsteile.“ Mäding hat diesen Vorgang so formuliert: „Die bewußt gestaltete Landschaft wird weniger idyllisch und in ihren Linien, Farbwerten und Formen einfacher, sie wird aber auch größer sein. Sie wird nicht mehr, wie die alte Kulturlandschaft, fast als ein Erzeugnis natürlichen Werdens erscheinen. Sie wird — als eine Spät- und Hochform des Lebens — erkennen lassen, daß sie in hohem Maße ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist, eine Kulturform, ja ein Kunstwerk.“ Dabei ist darauf zu achten, daß auch Mäding die alte Kulturlandschaft als ein Erzeugnis natürlichen Werdens nur erscheint! Denn sie ist — schon für die ersten Bauergenerationen, die sie gestalteten — ein Arbeitsraum gewesen, früher wie heute.

Wir besitzen nun in den beiden Büchern von Wiepking-Jürgensmann und Mäding zwei Hand- und Lehrbücher der Landschaftsgestaltung und -pflege: Das erstere lehrt mehr die technischen, das letztere die verwaltungsmäßigen und geschichtlichen Seiten. Eine der wichtigsten Folgen für die Landwirtschaftswissenschaft wird nun sein, daß sie gezwungen ist, sich mit diesem geschlossenen Lehrgebäude vertraut zu machen und sich die Unterlagen zu eigen machen, die ihr hier geboten werden und sie sich zu jener Gestaltung auf allen ihren Teilgebieten einzufügen, die wir nach dem Kriege für unerläßlich halten. Noch immer hat das großräumigere und fachlich umfassende Denken die berührten Teilwissenschaften nachgezogen. Dies wird besonders deswegen möglich sein, weil die in diesen beiden Büchern vertretene neue Schule der Landschaftsgestaltung sich aller jener Übertreibungen streng enthält, die geeignet wären, dem instinktiv vorhandenen Mißtrauen des Landwirts berechnigte Anhaltspunkte zu geben. In erster Linie ist es vermieden worden, die geschichtliche Arbeit des deutschen Landwirts und Kulturtechnikern verringern zu wollen. Denn man muß sich darüber klar sein, daß viele Landschaften, die uns heute vom Standpunkt unseres höherentwickelten Landschaftsdenkens unbefriedigend erscheinen, vor dem Einsetzen der intensiven „modernen“ Landwirtschaft alles andere als Ideallandschaften in diesem unserm Sinne waren. Wir nennen als Beispiel das bekannte Marchfeld bei Wien, heute freilich eine „Kultursteppe“, im 18. Jahrhundert aber zu großen Teilen noch Heide, und das bedeutete im Pannonicum echte Steppe! Der wirkliche Fortschritt eines Jahrhunderts war also groß — was nicht hindert, daß er im Gefolge der Landschaftsgestaltung der Zukunft in demselben Maßstab vergrößert wird. Die weitere Entwicklung der Land-

schaftspflege wird also auf dem vorhandenen bauerlichen Willen zur Landeskultur aufbauen müssen. Sie wird damit zu einer Frage des „Wie“. So sagt auch Mäding, anschließend an Schulze-Naumburg in seinen „Kulturarbeiten“, daß der Haupteinwand gegen die Landeskultur nicht der sei, daß rationalisiert und melioriert worden ist, sondern wie es getan wurde.

Als Beispiel für die Berührungen mit der Geopolitik nennen wir den Abschnitt „Über Wesen und Wandlung der Steppe in geschichtlicher und politischer Hinsicht“ bei Wiepking-Jürgensmann (S. 310–318), in dem Wichtiges über das Verhältnis von Acker und Steppe wie auch über das Verhältnis von Rain und Grenze gesagt ist. Ähnliches findet sich auch bei Mäding unter „Grenzen des Lebensraumes“ (S. 22). Bei Mäding wird die vielfache Berührung über den Begriff der Grenzen hergestellt und bewußt sorgfältig fortgeführt. Sein Lehrgebäude ist insofern vom Standpunkt wissenschaftlicher Geopolitik in jeder Hinsicht zu bejahen. Das gilt ebenso für Wiepking-Jürgensmann. Über dessen Verhältnis zur Geopolitik wäre infolgedessen nichts zu sagen, wenn er nicht selbst in einem Satz darauf zu sprechen käme. Anschließend an Fragen des Standort des Gemüsebaues und der Gemüsemarktordnung steht der folgende Satz (S. 45, ähnlich S. 31): „Wie geopolitische Erwägungen außerhalb des Reichsgebietes in einem Kriegsfall nur von sehr bedingter Bedeutung sind, so sind auch geopolitische Überlegungen innerhalb des Reichsgebietes in einem totalen Kriege äußerst gefährliche und die absolute Schlagkraft des Reiches gefährdende Voraussetzungen.“ Nachdem der Verfasser nach diesem Satz unmittelbar mit seinem Beispiel aus der Gemüsemarktordnung fortfährt, bleibt er die Erläuterung zu dem wiedergegebenen Satz schuldig. Er mag also unkommentiert stehen bleiben, trotzdem er eine unzureichende Vorstellung von dem, was Geopolitik ist, vermuten läßt.

II. Aufbau der Agrarwirtschaft

Die Überschrift dieses Abschnittes ist der Titel eines neuerschienenen Buches¹⁾ des Dozenten an der Universität Basel, H. W. Graf Finck von Finckenstein. Dieses, auch bei Ablehnung beachtenswerte Buch ist, nach dem Verfasser, entstanden aus den Spannungen, die zwischen wirtschaftlicher Wirklichkeit und wissenschaftlicher Erkenntnis der allgemeinen ökonomischen Zusammenhänge bestanden — einer Spannung, die als Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Wirtschaftswissenschaft besonders hervortrete. Diese Spannungen können, nach Finckenstein, nur überwunden werden, wenn die Wirtschaftswissenschaft den Aufbau und die

1) Dr. H. W. Graf Finck von Finckenstein, Der Aufbau der Agrarwirtschaft. Probleme der Unternehmungsformen und Wirtschaftsplane. Basel, Verlag für Recht und Gesellschaft (1942).

Entwicklung der wirtschaftlichen Wirklichkeit als Ausgangspunkt und Richtschnur nimmt.

Dieser Ausgangspunkt ist deswegen bemerkenswert, weil das Versagen der internationalen Wirtschaftswissenschaften vor der Wirklichkeit der Landwirtschaft aus den von Finckenstein gerügten Mängeln herrührt. Finckenstein unternimmt seinen Versuch, den Aufbau der Agrarwirtschaft in ein Ordnungssystem zu bringen, mit den gedanklichen Mitteln und der Terminologie der klassischen Wirtschaftswissenschaften. Man wird also zunächst nach Begriffen und Bezeichnungen der deutschen agrarpolitischen Schule, die seit 1933 entwickelt worden sind, vergeblich suchen. Gerade von der „wirtschaftlichen Wirklichkeit“ Finckensteins ausgehend, erscheint dies als ein wirklicher und großer Mangel des Buchs. Auch ein Blick auf die verarbeitete Literatur zeigt, neben einem konsequenten Verfolgen des Schrifttums der Welt, von neueren deutschen Autoren in erster Linie Sering und Dietze. Trotzdem wäre es voreilig, nun die Beziehung zwischen Finckenstein und der nationalsozialistischen agrarpolitischen Schule zu vermessen: Sie ist ebenso vorhanden wie zwischen den beiden Okularen eines Stereoskops. Am deutlichsten wird das, wenn er von den wirtschaftlichen Einzelplänen des Einzelunternehmens auf den zentralen Gesamtplan der Staats- und Volkswirtschaft übergeht und wenn er feststellt, daß „alle Einzelpläne der Betriebe und Unternehmungen in den zentralen Gesamtplan der Staats- und Volkswirtschaft eingebettet sind“. Manches wird hier überraschen, so wenn er sagt, daß es sich auch beim direkten Verzicht des Staates auf unmittelbare eigene Lenkung der Wirtschaft (d. h. ein Befolgen der „klassischen“ ökonomischen Theorie und des „laissez faire“) um einen zentralen (oder „totalen“) Gesamtplan handle. Doch wird der reine Wirtschaftshistoriker ihm dabei unbedingt recht geben.

Finckenstein entwickelt anschließend die Daten des „zentralen Gesamtplanes“ von heute. Er leitet dies mit folgenden Worten ein: „Ebenso wie für höchst kompliziert zusammengesetzte Unternehmungen Einzelpläne aufgestellt werden können, läßt sich für die Staaten ein vergleichbarer Plan aufstellen, wenn die gesamte Agrarwirtschaft des Landes wie ein großes kombiniertes Unternehmen aufgefaßt und behandelt wird. Als Unterlage der Wirtschaftsdaten dient die Statistik.“ Hier wird von einem anderen politischen Standpunkt als dem unseren und mit fremden Worten der Richtsatz ausgesprochen, den vor Jahren Frh. v. Kanne andeutete, wenn er vom „Hof Deutschland“ sprach, und nach dem die deutsche Ernährungswirtschaft praktisch gearbeitet hat. Auf die Einzelergebnisse Finckensteins kann zur Auseinandersetzung verwiesen werden, so wenn er u. a. feststellt: „Der wirtschaftlichen Kombination, nicht der Konzentration, kommt in der Entwicklung

der Zukunft die eigentliche Bedeutung zu“ — die Bedeutung dieses Satzes für eine bäuerlich gerichtete Agrarpolitik, im Gegensatz zur Konzentrationstheorie, liegt auf der Hand!

Wir entnehmen also den Ergebnissen Finckensteins manche auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln gewonnene Bestätigung unserer Linie, zudem diese Ergebnisse auf dem Boden der Welt gewonnen und auf ihm bekräftigt sind. Sie sind überdies eine neue Bestätigung dafür, daß die Agrarwirtschaft über den Arbeitsraum des Einzelbetriebes hinaus- und in eine höhere Planmäßigkeit für größere Räume hineingewachsen ist, d. h. daß die erarbeiteten großräumigen Begriffe auch einen realen, wirtschaftlichen Inhalt besitzen!

Zum Verständnis dessen gehören in erster Linie einwandfreie Unterlagen über die Landwirtschaft der europäischen Völker. Die „Berichte über Landwirtschaft“¹⁾ haben zu diesem Zweck eine groß angelegte Reihe von Monographien in Gemeinschaftsarbeit begonnen, deren einzelne Bände jeweils aus Beiträgen des befreundeten Volkes bestehen. Als erster und zweiter Band erschienen jene über die deutsche und die italienische Landwirtschaft. Nun liegen zwei weitere Bände „Die Landwirtschaft in Norwegen“ (mit einer Einführung von Landwirtschaftsminister Fretheim, bearbeitet von H. Svensson) und „Die ungarische Landwirtschaft“ (bearbeitet von Dr. J. Kovrig) vor. Entsprechende Darstellungen der rumänischen, bulgarischen und spanischen Landwirtschaft sind in Vorbereitung. Der Wert der Bände liegt darin, daß die einzelnen verantwortlichen Fachmänner der Länder in kurzen, gedrängten Beiträgen über ihr Arbeitsgebiet berichten: im ersten sind es 20, im letzteren 28 solcher Beiträge. Die natürlichen Grundlagen und geschichtliche Entwicklung der Agrarwirtschaft Norwegens und Ungarns sind so verschieden, daß sie im einzelnen nicht vergleichbar sind. Trotzdem überrascht es scheinbar, in den Beiträgen etwa des kgl. ung. Ackerbauministers Baron Banffy oder von Dr. Spildo vom Landwirtschaftsdepartement in Oslo die gleichlaufende Linie einer Agrarpolitik zu finden, die wohl auch durch den Krieg erzwungen ist — darüber hinaus aber als ein Teil jener großen Entwicklung zu verstehen ist, die als unabhängig vom Kriege etwa im Buch Backes (siehe unser Januarheft 1943, S. 28) erscheint. Die geschlossene Reihe dieser Monographien wird überall unentbehrlich sein, wo man länderkundlich oder agrarpolitisch über die letzten Entwicklungen in Europa unterrichtet sein will.

1) „Berichte über Landwirtschaft“, herausgeg. im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Berlin. 155. Sonderheft: H. Svensson, Die Landwirtschaft in Norwegen, 1942. 156. Sonderheft: J. Kovrig, Die ungarische Landwirtschaft, 1943.

Von Dr. M. Witanoff liegt eine neue Arbeit über die „Landbauzonen in Bulgarien“ vor¹⁾. Die Verbreitung der Kulturarten, Kulturpflanzen und Haustiere ist kartographisch (in 78 Schwarzweiß-Kartogrammen) nach Prozentsätzen der gesamten Kultur- bzw. Ackerfläche oder nach ihrer Dichte dargestellt, die Produktionsgebiete strukturell verwandter Prozentsätze oder Dichte zu Zonen zusammengefaßt. Zum Schluß gibt Witanoff eine zusammenfassende Charakteristik dieser Landbauzonen (1. Tabak-, Wein- und Gemüsezone, 2. Getreidezone, 3. Obstbauzone, 4. Extensive Zone mit Brachweide). Die Arbeit, die schon beim Durchblättern einen ausgezeichneten Überblick über die Standorts- und Intensitätsverhältnisse Bulgariens gibt, ist bewußt als Unterlage für praktische Wirtschaftsberatung gedacht, die „nicht nur eine schematische, sondern eine ganz genaue Feststellung der Landbauzonen auf Grund der natürlichen und anderen Besonderheiten der Gebiete und sogar auf Grund aller Besonderheiten einzelner Ortschaften“ notwendig mache. Witanoff schließt mit der erfreulichen Feststellung, daß dieses Material in Kürze für Bulgarien vorhanden sein werde.

Im Anschlusse an diese Monographien ist aus den laufenden Ländernachrichten der „Berichte über Landwirtschaft“ auf den Bericht über Spanien von F. O. Ehlert, Madrid, hinzuweisen²⁾. Der Bericht ist grundsätzlich auf die Möglichkeiten der spanischen Landwirtschaft im Rahmen der wirtschaftlichen Neuordnung Europas abgestellt — tatsächlich ist die spanische Ernährungsbilanz ein politischer Faktor ersten Ranges. Als erstes Sofortziel erscheint die Erreichung der An-

baufächen und der Erzeugung der Vorkriegsjahre, die bisher bei den wichtigsten Erzeugnissen der Massenernährung noch nicht möglich gewesen sei. Insgesamt sieht Ehlert in Spanien Erzeugnisreserven „wie sie vielleicht nur in wenigen Ländern des Kontinents noch bestehen.“

Zuletzt verweisen wir auf die wichtige Arbeit von Herbert Morgen, Abteilungsleiter am Institut für Agrarwesen und Agrarpolitik der Universität Berlin: „Zur Frage der Überbevölkerung ländlicher Räume“¹⁾. Die Aufgabe, einen Beitrag zur Raum- und Sozialanalyse des Landvolks zu leisten, wird am Gegenstand von 11 Kreisen Niedersachsens gelöst, die in der allgemeinen Auffassung als ein gesundes bauerliches Gebiet angesprochen werden. Das ist besonders bemerkenswert — handelt es sich doch nicht um ausgesprochen überbevölkerte (z. B. Südwestdeutschland) oder dünn besiedelte Gebiete (Ostdeutschland), sondern um Gebiete, die wir gewohnt sind, als im Strukturgleichgewicht ruhend zu betrachten. Aus dem Vergleich von Tragfähigkeit und ländlicher Bevölkerungsdichte ergibt sich diese trotzdem als zu hoch. Der Lösungsversuch stößt sofort auf das Zentralproblem der Betriebsgrößen und führt damit zum Ideal einer „tragfähigen Familienwirtschaft neuen Stils“, welches durch „Auskämmung“, d. h. Verdünnung der bisherigen Dichte zu erreichen sei. (Das Wort „Auskaermen“ wird von Morgen dankenswerterweise regelmäßig in Anführungszeichen gesetzt, und es wäre nur zu wünschen, daß es zur Kennzeichnung — wenn auch nur geplanter — agrarpolitischer Maßnahmen als ein des deutschen Bauern unwürdiges vollkommen verschwindet!) Die Arbeit gehört zwar ganz in das Gebiet der Agrarpolitik, besitzt aber erhebliche Berührungspunkte mit Soziologie und Raumpolitik, ja sie stößt bei der Aufdeckung der Beziehungen zwischen Mensch und Raum bis in die Zone der physischen Anthropogeographie (siehe Penck, Z. f. G., 1925, VI) vor.

1) Berichte über Landwirtschaft, 153. Sonderheft 4, 1943.

1) Dr. M. Witanoff, Landbauzonen in Bulgarien (Arbeit des Instituts für Landw. Betriebsforschungen am Landw. Ministerium in Bulgarien. Ausg. der Bulg. Landwirtschafts- und Genossenschaftsbank). Bulgarisch und deutsch. Sofia 1942.

2) Berichte über Landwirtschaft, Band XXVIII, Heft 4, 1943.

UNSERE MITARBEITER

Anton Hantschel, 36 j., Dr. phil. Hauptschriftleiter, Studium an der Deutschen Karls-Universität in Prag und der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Schrieb „Schatten über dem Persischen Golf“, „Baku, ein Kampf um Bohrtürme“, in Vorbereitung „Weizen oder Baumwolle? Ägypten im Schatten der britischen Wirtschaftsmacht“ und „Burma, vom britischen Glacis zum selbständigen Staat“. Z. Zt. Leiter des Hauptreferats Wirtschaftspresse in der Presseabteilung der Reichsregierung. Grazer Platz 5, Berlin-Friedenau.

A. E. Johann, vgl. ZfG. 1943, S. 228. Anschrift über die Schriftf. d. ZfG.

Johannes Kallmeyer, 24 j., Diplomvolkswirt. Studierte in München, Berlin, Genf, Perugia, Rom. Reisen nach Finnland, Schweden, Dänemark, Balkan, Türkei. Demnächst erscheint „Das Osmanische Reich und die Türkei“. Z. Zt.

Sonderbeauftragter b. d. Wehrmacht. v. Kotzestraße 2, Wunsiedel.

Johannes Kühn, vgl. ZfG. 1943, S. 182. Neubühlauer Straße 7, Dresden-Weißer Hirsch.

W. E. Mühlmann, 38 j., Dr. phil. Dr. habil., Studium der Rassenbiologie, Ethnologie, Soziologie, war an den ethnogr. Sammlungen Berlin-Dahlem, Hamburg, Breslau tätig. Veröffentlichte „Rassen- und Völkerkunde“, „Methodik der Völkerkunde“, „Staatsbildung und Amphiktyonien in Polynisien“, „Krieg und Frieden, ein Leitfadens der politischen Ethnologie“; Herausgeber und Schriftleiter des „Archivs für Anthropologie“. Seit 1939 Dozent f. Völkerkunde u. Völkerpsychologie Berlin. Orberstraße 28, Berlin-Grünwald.

Hans Rosenberg, vgl. ZfG. 1942, S. 478. Agricolastraße 33, Berlin NW 87.

Hauptschriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnweg 36 (3742).

Berliner Schriftleitung: Frau E. Hammon, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 154 (960952).

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin. Die „Zeitschrift für Geopolitik“ Ausgabe B in Kriegsgemeinschaft mit „Schule der Freiheit“ erscheint im Otto Lauenbach Verlag, Buckow, Märk. Höhen. — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5. — Alleinige Anzeigenannahme: Vogel, Brunner & Co., Anzeigenverwaltung, Berlin SW 68, Friedrichstraße 12; Fernruf 175866. Postcheckkonto: Berlin Nr. 216 660. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leopold Brunner, Falkensee bei Spandau. — Zur Zeit P. L. 4 gültig.

Gea-Verkehrskarte

von

EUROPA 1:1000000

Aus der in Bearbeitung befindlichen Karte sind bisher folgende Teilkarten veröffentlicht worden:

Deutsches Reich mit den Nachbargebieten

Ostdeutschland · Frankreich · Italien

Großbritannien und Irland · Balkan

Bildgröße jeder Karte etwa 105 × 130 cm

Preise für die unaufgezogene gefaltete Karte
RM 6.— bis RM 7.50

Über diese Karten und weitere Erscheinungen aus dem Gebiete der Verkehrs- und Handelsgeographie berichtet die Drucksache „GP.“, die auf Anforderung, auch durch jede Buchhandlung, kostenfrei zur Verfügung steht.

GEA VERLAG K.G., BERLIN W 35
POTSDAMER STRASSE 91

Empfehlenswerte Bücher:

FERDINAND FRIED

Die soziale Revolution

Verwandlung von Wirtschaft und Gesellschaft

104 Seiten Großoktav

Gebunden RM 4.—

Die Maschine schuf ein neues Zeitalter, veränderte die Wirtschaft und die menschliche Gesellschaft. Fried erörtert die ursächlichen Zusammenhänge dieser Neugestaltung des gesamten Lebens.

RICHARD MOELLER

Von Rurik bis Stalin

Wesen und Werden Rußlands

368 Seiten Großoktav mit 37 Bildern und 4 Karten

Gebunden RM 8.20

Die gesamte russische Geschichte mit ihrem Wechselspiel europäischer und asiatischer Kräfte und der Dynamik großer Räume wird hier ebenso tieferschürfend wie fesselnd dargestellt.



WILHELM GOLDMANN VERLAG
IN LEIPZIG

NEUERSCHEINUNGEN!

Rassen- und Erbpflege im Deutschen Recht

Gesamtdarstellung des Juden- u. Mischlingsrechts

Von Dr. Werner Feldscher
Oberreg.-Rat im Reichsministerium d. I.

164 Seiten · RM 4.80 kartoniert

Der bolschewistische Weltbetrug

Theorie und Wirklichkeit der sowjetischen
Arbeitsverfassung

Von Dr. Leistritz

156 Seiten · RM 5.40 kartoniert

Auch durch den Buchhandel zu beziehen



Deutscher Rechtsverlag G. m. b. H.
Berlin / Leipzig / Wien
Berlin W 35, Hildebrandstraße 8

Das junge dichterische Schaffen

wird vom Verlag in den

»LITERARISCHEN WERKEN«

im gleichen Maße gefördert

wie die Erinnerungsbücher

an deutsche Tat und Leistung



v. Hase & Koehler
Leipzig

VÖLKERRECHTLICHE GROSSRAUMORDNUNG

mit Interventionsverbot für raumfremde
Mächte

von Univ.-Prof. Dr. Carl Schmitt,
preussischer Staatsrat

4., erweiterte Auflage. 64 Seiten. Kart. RM 4.20

„Die sehr lebendigen, aus einer großartigen Beherrschung der politischen und geschichtlichen Zusammenhänge entwickelten Ausführungen in dem nunmehr in 4. Auflage vorliegenden Buch beanspruchen weit über die völkerrechtliche Seite der Angelegenheit hinaus größtes Interesse für das Verständnis aktueller Fragen des heutigen Weltgeschehens.“

„Amtliches Mitteilungsblatt
der Industrie- u. Handelskammer“ Nov. 1942

Auch durch den Buchhandel zu beziehen



Deutscher Rechtsverlag G. m. b. H.
Berlin / Leipzig / Wien
Berlin W 35, Hildebrandstraße 8

NEUERSCHEINUNG!

Die Volkstumsgrundlagen der indischen Nordwest-Grenzprovinz

Von HERBERT HÖRHAGER

Im Nordwesten von Indien liegt das große Völkertor, durch das seit Jahrtausenden Rassen, Stämme und Heere in die reiche Tiefebene eingeströmt sind. Dies Völkertor ist ein wildes Gebirgsland, in dem eine große Zahl von einzelnen Stämmen Rückzugsgebiete gefunden haben. Das Werk von Hörhager, im Rahmen der Indiarbeiten des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts erschienen, ist die erste deutsche umfassende Arbeit über diese Stämme und ihren Lebensraum. Sie berücksichtigt Raum, Bevölkerung, Verkehrswege, Siedlungen, Wirtschaft und Ernährung, zudem die politische Entwicklung, die den Engländern schon viel Sorge bereitet hat.

8°, 130 Seiten, 1 Karte, kartoniert, Preis RM 6.50



Kurt Vowinkel Verlag
Heidelberg – Berlin – Magdeburg

Hermann Beythian Neuerscheinung!

Die soziale Frage in Indien *Indien Band 6*

Eine umfassende Übersicht über Aufbau und Entwicklungslinien im indischen Volkskörper. Neben dem Bauerntum und dem ihm verbundenen Handwerk wird die junge Industrie Indiens behandelt. Die Eigentümlichkeiten der Klassenschichtung, Art und Einfluß der englischen Besatzung, die Bedeutung von Familie, Erziehung und Gesundheitswesen ergänzen das Werk.

8°, VI u. 170 Seiten, kart., Preis RM 4.–



Kurt Vowinkel Verlag
Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

Die Sprachlehrbücher der METHODE GASPEY-OTTO-SAUER sind glänzend bewährt für Private und Selbstunterricht

Es sind erschienen:

Arabisch, Bulgarisch, Chinesisch, Dänisch, Deutsch, Duala, Englisch, Ewhe, Französisch, Haussa, Italienisch, Japanisch, Koreanisch, Lateinisch, Litauisch, Marokkanisch, Neugriechisch, Niederländisch, Norwegisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Serbisch, Spanisch, Suaheli, Tschechisch, Ungarisch.

Dazu erschienen Schlüssel und teilweise Lese- und Übungs- sowie Gesprächsbücher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Man verlange ausführliche Kataloge, auch über die Ausgabe in fremden Sprachen.

**JULIUS GROOS, VERLAG
HEIDELBERG**

Heumann
Grülmittel

CHEM.-PHARM. FABRIK
Ludwig Heumann & Co
NÜRNBERG



Einmachen
mit **Friko**

FRIKO DORTMUND, Postfach 223



**Reine Haut -
gesunde Haut!**

Pitralon befreit durch tiefgehende
Einwirkung von Hautunreinheiten.

Wie alle Qualitätsartikel enthält
Pitralon wertvolle Rohstoffe. Gedan-
kenloser Verbrauch bedeutet Ver-
geudung dieser Rohstoffe. 1-2 Trop-
fen Pitralon genügen, um die beab-
sichtigte Wirkung herbeizuführen.

PITRALON
LINGNER-WERKE DRESDEN



PERI

KHASANA

**KOSMETISCHE
WELTMARKEN**

Dr. Korthaus

DR. KORTH AUS FRANKFURT A. M.

PERI

S O N N

MEDOPHARM Arzneimittel

sind treue Helfer
Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel
sind nur in Apotheken
erhältlich.

MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.b.H. München 8



L 168



Die Milch als Träger
lebenswichtiger Mineralstoffe
zeigte der modernen Heilkunde
den Weg, diese Wirkstoffe leicht
verdaulich und gut ausnutzbar
zu machen: durch Anlagerung an
Milcheiweiß!

LAVES
Mineral-Milcheiweiß
Präparate

SIEDLUNGSPOLITIK UND LANDGESTALTUNG

Über die Wege zur Lösung der wichtigen agrar- und
siedlungspolitischen Aufgaben, die zu einer gesunden
Ostsiedlung und zur ländlichen Neuordnung im Alt-
reich führen, unterrichtet die Zeitschrift

Neues Bauertum

Herausgeber: Prof. Dr. Konrad Meyer,
Hauptsehriftleiter: Dr. Walter Gebert

In dem ständigen Sonderteil

Der Landbaumeister

dem einzigen Fachorgan für das gesamte ländliche
Bauwesen, wird nicht nur das Bautechnische, sondern
das ländliche Bauschaffen und Formen insgesamt
behandelt.

Bezugspreis:

Einzelheft RM 2.50 zuzüglich Porto
Die Zeitschrift „Neues Bauertum“ mit „Der Land-
baumeister“ erscheint jeden zweiten Monat

Verlag Deutsche Landbuchhandlung
Berlin-Lichterfelde-Ost, Bahnhofstr. 2, Fernruf 74 20 03